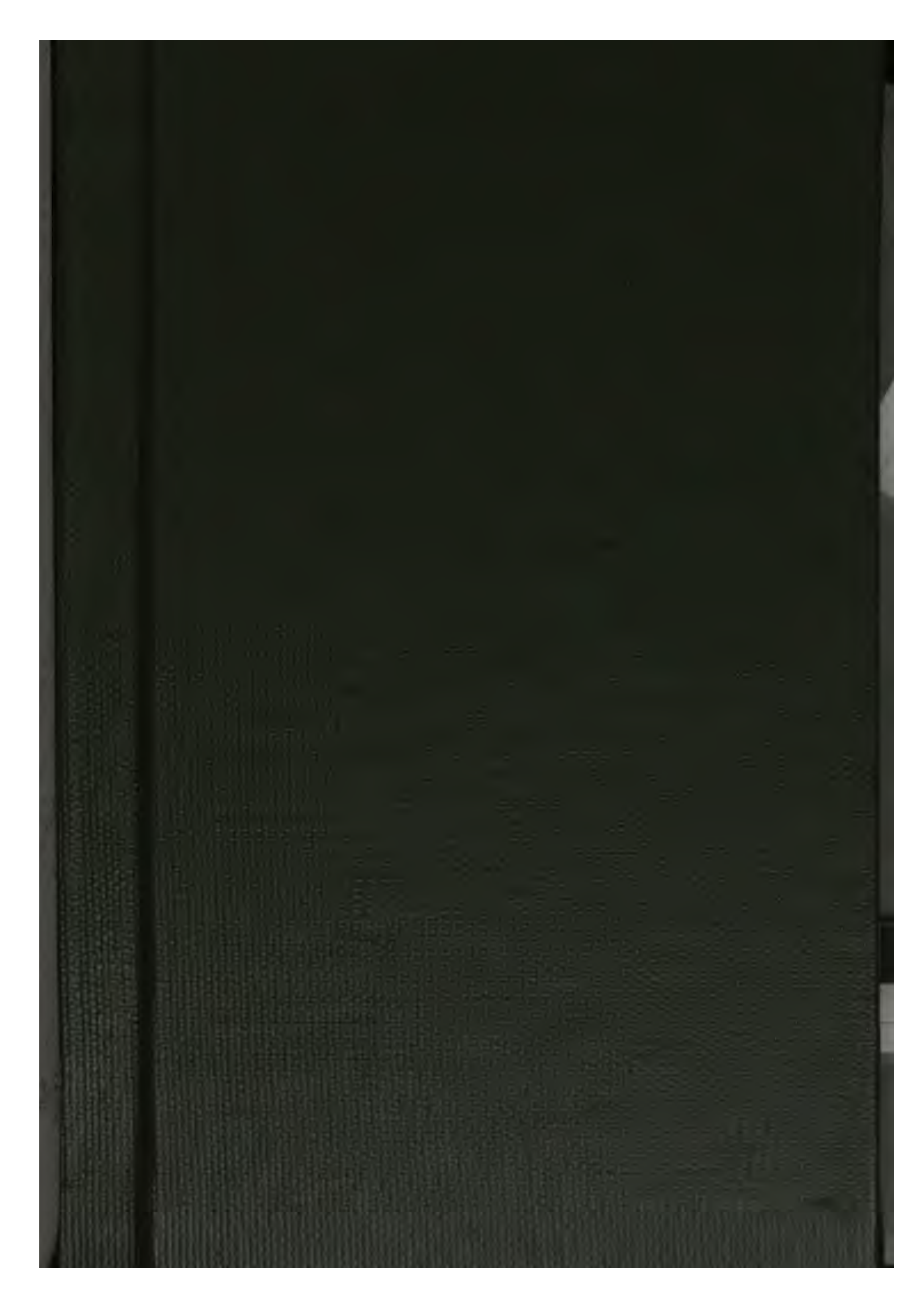
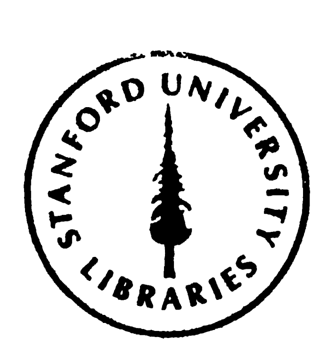
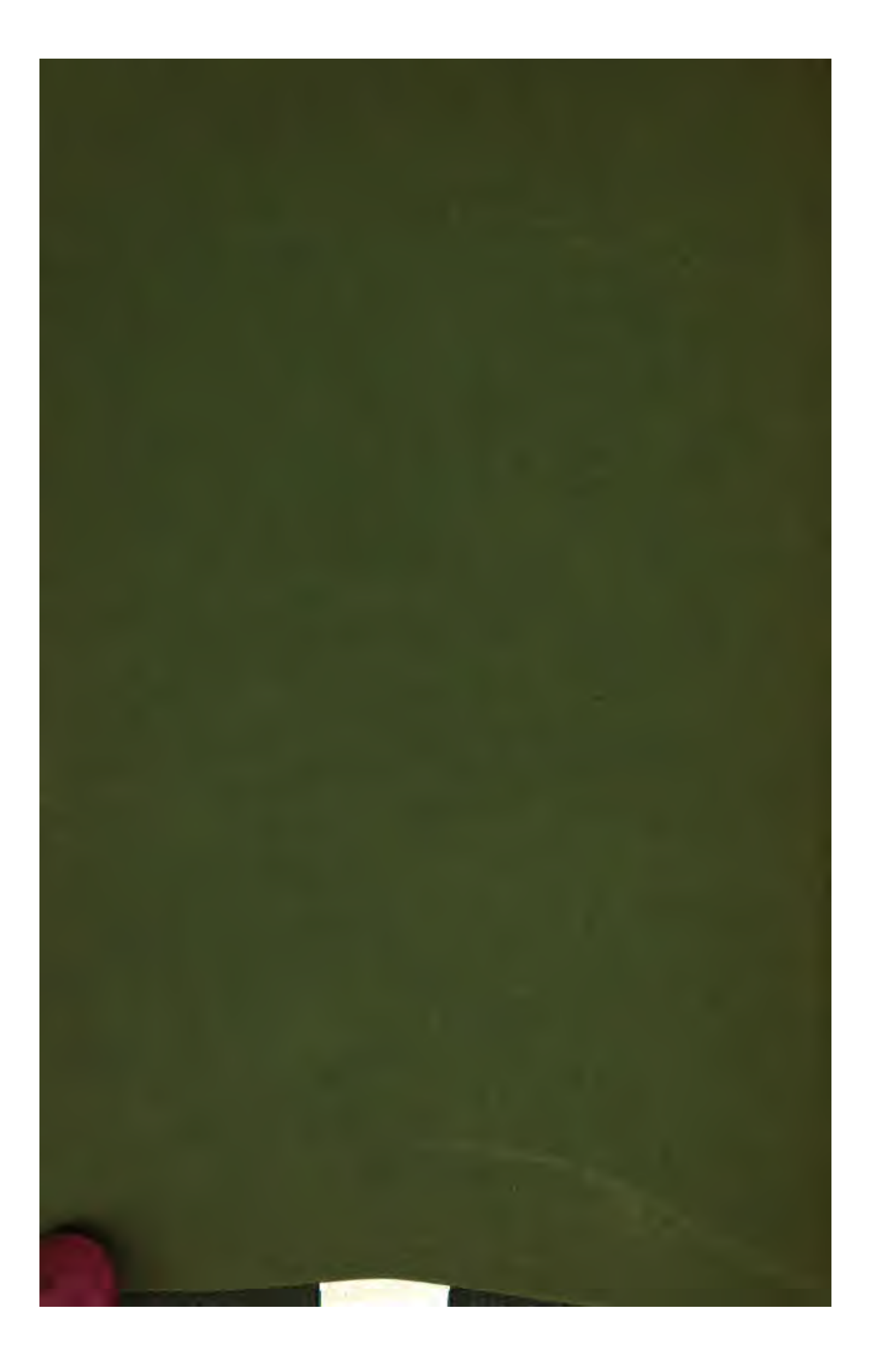



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


Jung-Tirol
Ein moderner Musenalmana
aus den Tiroler Bergen





Jung-Tirol

Ein moderner Musenalmanach

aus den Tiroler Bergen

in Verbindung mit

J. Heimfelsen, R. Chr. Jenny, Franz Kranewitter, Franz Lechleitner, H. Povinelli, Anton Renk und Arthur von Wallpach

herausgegeben

von

Hugo Greinz und **Heinrich von Schullern**

Leipzig

Georg Heinrich Meyer

1899.

Adolf Pichler zugeeignet.

Dies Buch widmet die Jugend Tirols ihrem Altmeister, dem Achtzigjährigen, der in jugendlicher Geistesfrische aus alttirolischen Traditionen hineinreicht in die neue moderne Zeit, wie ein knorriger, festwurzeliger Eichstamm seine letzten Zweige und Sprossen in den lichten blauen Äther streckt. Mit dem Gefühle des Stolzes, ihn den unsern nennen zu dürfen, reichen wir ihm an seinem Lebensabende unsere schlichte Gabe, eingedenk seiner Grösse, seines früchtereichen Schaffens für unsere geliebte tirolische Heimat!

Die Herausgeber.



Inhalt.



Hugo Greinz.

Geboren am 3. Juni 1873 in Innsbruck, besuchte das Gymnasium in Salzburg und Linz, studierte hierauf Rechts- und Staatswissenschaften auf den Universitäten von Wien, Graz und Innsbruck, und lebt derzeit, nach kürzerem Aufenthalte in Triest, in Linz an der Donau.

Erschienene Bücher:

Ibsen, Catilina. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Hugo Greinz. Paris, Leipzig, München, A. Langen. 1896. 4. Tausend.

Detlev von Liliencron. Eine litterarhistorische Würdigung. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896. 6.—8. Tausend.

Hermann von Gilm. Linz a. d. Donau. 1897.

Ein Gruß nach Tirol. Leipzig, G. H. Meyer. 1898.

In Vorbereitung:

In einer kleinen Stadt. Ein Roman aus Österreich.





Unser Liliencron.

Wer an die Zeit zurückdenkt, — vor etwa zehn, zwölf Jahren — da die Kunst noch in dem so heißen, rücksichtslosen und schädigenden Streit des Tages stand, in dem ringsum entbrannten Kampf um Theorieen und neue Gesichtspunkte, der mag sich wirklich wundern, wie dieses bei aller Ständigkeit und Ewigkeit doch so zarte Geschöpf heil und mit gesunden, sogar gekräftigten Gliedern, mit frischer Lebensfreudigkeit und fröhlich lachenden Augen aus dem Lärm herauskam und wie es sich ganz unmerklich den groben Händen entwand, die an seinem Gewand und seiner Gestalt zerrten und rissen, die es so blind-

lings zugreifend betasteten und gefühllos behandelten. Weder die Professoren und Philister, die gegen die damals erwachende „junge Kunst“ gezetert und mordio geschrieen, noch jene fanatischen, laut schreienden Anhänger und Verfechter, die ihr wohl oft nicht weniger geschadet haben, konnten es hindern, daß diese selbst ruhig und unbekümmert um rechts und links, stattlich emporwuchs und Blüten und Früchte zu tragen begann. Vieles war zwar krank und wurmstichig im innersten Kern und fiel bald zu Boden, wo es vermoderte und verdorrte. Es hielt auch nicht alles den Stürmen stand, was anfangs verheißend im Sonnenlicht blinkte. Verdorben, verschollen, vergessen ... Es ist ja das Schicksal so vieler junger Streiter, die an ihrer eigenen Genialität zu Grunde gehen, an ihrem eigenen lodernden Feuer sich verzehren — ganz abgesehen von der großen Garde jener flachen Talente, die ein guter Zufall an die Oberfläche bringt, bis sie der nächste Tag wieder hinwegfegt. Das sind wohl die Merkmale jeder Übergangszeit, die die Tiefen aufwühlt, das Oberste nach unten kehrt

und das Unterste in die Höhe bringt, und erst nach dem endlichen Austoben der Gegensätze die Sieger und Besiegten, die Toten und Gebrochenen zählen läßt.

Und da haben wir einen unter den Siegern, der von Urbeginn an in den vordersten Reihen stand und sein lustiges Banner in rechtem Siegermut stolz flattern ließ, in Sonnenwetter und Sturmesgrollen, ob ihm nun die Gunst des Tages entgegenlachte oder nicht. Ein echter deutscher, trutziger Kämpfer und Sänger ist er — unser Liliencron. Wir dürfen ihn jetzt wohl so nennen, den unseren, wenn wir auch noch ein gutes Stück Weges bis dorthin haben, wo seine Lieder wirkliches Gemeingut der Deutschen geworden sind. Das dauert ja bei uns gewöhnlich etwas länger als anderswo. Einstweilen wollen wir aber nicht ermüden, seinen Namen immer wieder hinauszurufen und die Kunde von ihm zu denen tragen, denen dieser Dichter noch nicht so ans Herz gewachsen ist, wie uns — den vielen, die wir ihn so lieb gewonnen haben, wie einen schönen, sonnigen Frühlingstag oder ein herrliches Stück



Unser Liliencron.

Wer an die Zeit zurückdenkt, — vor etwa zehn, zwölf Jahren — da die Kunst noch in dem so heißen, rücksichtslosen und schädigenden Streit des Tages stand, in dem ringsum entbrannten Kampf um Theorieen und neue Gesichtspunkte, der mag sich wirklich wundern, wie dieses bei aller Ständigkeit und Ewigkeit doch so zarte Geschöpf heil und mit gesunden, sogar gekräftigten Gliedern, mit frischer Lebensfreudigkeit und fröhlich lachenden Augen aus dem Lärm herauskam und wie es sich ganz unmerklich den groben Händen entwand, die an seinem Gewand und seiner Gestalt zerrten und rissen, die es so blind-

lings zugreifend betasteten und gefühllos behandelten. Weder die Professoren und Philister, die gegen die damals erwachende „junge Kunst“ gezetert und mordio geschrieen, noch jene fanatischen, laut schreienden Anhänger und Verfechter, die ihr wohl oft nicht weniger geschadet haben, konnten es hindern, daß diese selbst ruhig und unbekümmert um rechts und links, stattlich emporwuchs und Blüten und Früchte zu tragen begann. Vieles war zwar krank und wurmstichig im innersten Kern und fiel bald zu Boden, wo es vermoderte und verdorrte. Es hielt auch nicht alles den Stürmen stand, was anfangs verheißend im Sonnenlicht blinkte. Verdorben, verschollen, vergessen ... Es ist ja das Schicksal so vieler junger Streiter, die an ihrer eigenen Genialität zu Grunde gehen, an ihrem eigenen lodernden Feuer sich verzehren — ganz abgesehen von der großen Garde jener flachen Talente, die ein guter Zufall an die Oberfläche bringt, bis sie der nächste Tag wieder hinwegfegt. Das sind wohl die Merkmale jeder Übergangszeit, die die Tiefen aufwühlt, das Oberste nach unten kehrt

und das Unterste in die Höhe bringt, und erst nach dem endlichen Austoben der Gegensätze die Sieger und Besiegten, die Toten und Gebrochenen zählen läßt.

Und da haben wir einen unter den Siegern, der von Urbeginn an in den vordersten Reihen stand und sein lustiges Banner in rechtem Siegermut stolz flattern ließ, in Sonnenwetter und Sturmesgrollen, ob ihm nun die Gunst des Tages entgegenlachte oder nicht. Ein echter deutscher, trutziger Kämpfer und Sänger ist er — unser Liliencron. Wir dürfen ihn jetzt wohl so nennen, den unseren, wenn wir auch noch ein gutes Stück Weges bis dorthin haben, wo seine Lieder wirkliches Gemeingut der Deutschen geworden sind. Das dauert ja bei uns gewöhnlich etwas länger als anderswo. Einstweilen wollen wir aber nicht ermüden, seinen Namen immer wieder hinauszurufen und die Kunde von ihm zu denen tragen, denen dieser Dichter noch nicht so ans Herz gewachsen ist, wie uns — den vielen, die wir ihn so lieb gewonnen haben, wie einen schönen, sonnigen Frühlingstag oder ein herrliches Stück

ehrlichen, festen, deutschen Weltanschauung, Urteile über dies und das, was ihm gerade in den Sinn kam, dann wieder Erlebnisse und die reizenden lieben Abenteuer in seiner Heimat, dem Land der Heiden und Wälder und drallen, rotbackigen, lustigen Mädchen — dieser „Roman“ ist ebenso lyrisch wie sein nächstbestes Gedicht, etwa das von der „Sündenburg“ oder „Unter Goldregen und Syringen“ oder irgend eines aus den vielen, vielen, in denen sich ein zarter romantischer Duft in das hellste Sonnenlicht mengt. Nicht nur für die große Welt, der von einer weiten Fülle der Erscheinungen schon ein einzelner hervorragender Teil zur Fällung eines Urteiles genügt, sondern auch für seine innigsten Freunde werden seine Gedichte stets den Höhepunkt bedeuten und die Vollendung, der sich darin sein Schaffen nähert. Hier prägen sich die Merkmale, die eine dauernde Bedeutung auf lange Zeit hinaus verbürgen, am deutlichsten und stärksten aus. Die Motive seiner Lyrik umspannen alle Gefühle und Empfindungen, und in seiner Hand wird das Alltäglichste und Naivste, das Unbeachtete, dem

selten ein Blick geschenkt wird, der poetischen Darstellung würdig. „Der stille Weg“ ist solch ein Gedicht — nichts weiteres als ein begrenzter Ausschnitt aus Natur und Stimmung. Ihn zum Gegenstand einer dichterischen Behandlung zu machen, wäre vielen, die vielleicht sogar über ein größeres Können verfügen, unbegreiflich und auch — unmöglich. Darum darf sich nicht jeder das erlauben, was sich dieser Liliencron erlauben kann. Man sieht es bei vielen der von ihm Beeinflußten, wie sich bei ihnen die frische Sinnlichkeit und die lässige Sorglosigkeit Liliencrons in grobes Naturburschentum und formale Nachlässigkeit verwandelt, während ihr Meister und Vorbild, gerade was den letzten Punkt betrifft, der strengste Richter gegen sich selbst ist. Das feine Formgefühl und der angeborene Abscheu vor jeder unkünstlerischen Wendung hindern ihn, in diesen Fehler zu verfallen. Dabei kann eine scheinbare Kompositionslosigkeit so wie sie die meisten seiner Prosaarbeiten kennzeichnet, oft genug vorkommen. Die wahre Freiheit der schönen Form findet in ihm einen der genialsten Verfechter.

„Kampf und Spiele“, „Kämpfe und Ziele“ — in diesen zwei Bänden ist so ziemlich seine ganze Lyrik gesammelt, die früher in einzelnen Büchern verstreut war. In ihnen stehen seine kraftvollen, stark tönenden holsteinischen Balladen, seine in ihrer Reinheit und poetischen Fülle so hochstehenden Bilder aus der schwermütigen, weichen Natur des norddeutschen Landes, und die zahlreichen Lieder von Liebe und Lust und Mädchen, so verschieden in ihrer Art, bald von überschäumender Lustigkeit, wie ein helles, gesundes Lachen aus lauter Freude an all dem Schönen, das es auf der Welt neben dem vielen Niederträchtigen giebt, bald wieder nur Duft und Stimmung, von unsagbarer Zartheit des Augenblickes, zitternd und bebend, wie die Luft in heißen Sommertagen. Man merkt es den Versen an, wo sie ihren Ursprung haben, daß sie keine schwachen und kurzlebigen Treibhauspflanzen sind, und daß sich ihr Dichter nicht in den stickigen Atmosphären von Litteraturcafés und anderen modernen Großstadteinrichtungen der Studien und Eindrücke halber aufgehalten, sondern sich dort herumge-

trieben hat, wo sich noch jederzeit die Gottbegnadeten herumgetrieben haben: in den weiten, starken Gefilden der schönen Mutter Erde, unter glühender Sonne und im Schauer des Regens und der Stürme. Von dort holte er sich seine Kraft und seine Sieghaftigkeit, und aus diesen Quellen sprudelt der reine Born seiner Poesie. Daher konnte er auch sagen: Natur, wie ich dich liebe, immer dich liebe ..., und die Gleichgesinnten können mit ihm empfinden, wieviel Herrliches und Großes in diesen schlichten Worten liegt. Freilich darf man kein dekadenter Litteraturjüngling sein, um das begreifen zu wollen. An seinem letzten größeren Werke, dem „Poggfred“, erscheint dieses in einsamen Stunden und einsamen Wanderfahrten durch Marschen und Heiden entwickelte seine Verständnis für die Poesie aller Erscheinungen noch gesteigerter, als wie in den subtilsten seiner Gedichte. Dazu erfüllt gerade dieses Epos eine so formgewaltige und an Einfällen und Gedanken geradezu üppige Phantasie, so daß man nur staunt, wie das ein Fünfzigjähriger hat schreiben können. Wo werden so

viele unserer hoffnungsvollen Jungen mit fünfzig Jahren stehen!

Der Charakter seiner Prosa ist ganz der gleiche wie der seiner Verse. Manche Skizzen sind nichts weiteres als wie Gedichte. Wie ja auch in seinen Gedichten wieder so viel „Prosaisches“ liegt, so vieles, was man bisher in Versen und Reimen nicht zu sagen wagte. Abgesehen von „Mäcen“ denke ich in erster Reihe an eines seiner Novellen- oder Romanfragmente — wir haben noch keine schulmeisterliche Bezeichnung für derartiges! — an die „Mergelgrube“. Man liest diese skizzenhafte Erzählung — sit venia verbo — mit angehaltenem Atem, mit Erregung und Begier, man steht ihr am Ende wie einem Erlebnis gegenüber. Und zuletzt fragen wir uns verwundert: wie ist dies möglich, aus welchen Gründen stammt dies bannende Gefühl, das uns wie machtlos niederzwingt zum Sehen und Lauschen. Es geschieht ja so wenig Thatsächliches, daß wir an die Empfindung der landläufigen Spannung nicht glauben können. Es muß etwas Merkwürdigeres, Wunderbareres

sein. Wir hören nur zu, wie der Dichter erzählt, wie seine Worte sich lösen in der Stimmung eines trüben, öden, stillen Frühlings, in der heißen Sehnsucht nach dem jauchzenden, goldenen Leben, nach dem Unerreichbaren, was schließlich nie Besitztum wird, und wir erkennen zuletzt, daß wir all das ebenso stark empfinden, daß es uns vielleicht noch tiefer in unserem Empfinden aufwühlt, als es den Dichter ergriffen hat. Freilich muß man dabei wohl selbst ein Stück Künstlernatur in sich haben, nicht selbstthätige, sondern nur empfängliche. Noch einige andere Stücke Liliencronischer Prosa nähern sich der „Mergelgrube“. Aber keines erreicht ihre düstere, wilde Pracht. Die meisten sind freudiger, sonniger und voll des glücklichen, übermütigen Naturells. Sogar seine Kriegsgeschichten, in denen die Erinnerungen an seine Feldzüge wie bunte, farbige Bilder aufsteigen, entbehren nicht des lebendigen Humors und nicht der künstlerischen Freude an der grandiosen Schönheit des Erschütternden. Künstler und Soldat — Liliencron hat diese beiden so selten harmonierenden Begriffe in seiner Person

zu einer schönen Einheit gebracht. Mitten im Getümmel der Schlacht, unter flatternden Fahnen, im Donner der Geschütze, unter wirbelnden Trommelklängen und schmetternden Fanfaren sieht er die Schönheit, und aus dem von Kriegerblut gedüngten Boden blüht ihm die blaue Blume . . . Man darf getrost sagen, daß ihn in dieser Schlachtenpoesie, wo neben Tod und Sieg, unbekümmert um die Nähe des Entsetzlichen, irgend ein liebes Erlebnis mit großen, unschuldigen Augen in das Grauen ringsum schaut, bisher niemand erreicht hat. Und diese Zeit, da er noch preußischer Offizier und nicht deutscher Dichter gewesen, hat entschieden mit all ihren Freuden und ihrer strammen Zucht die frische Sinnlichkeit und das heiße Temperament, das sich auf jeder Seite seiner Bücher äußert, nicht unterdrückt. Wir danken diesen Jahren auch einige wunderschöne, taktfest klingende Gedichte, die an der Spitze des ehemaligen Bandes der „Gedichte" stehen. Leise Wehmut und süße Erinnerung an eine von Glanz erfüllte Vergangenheit tönen in ihnen nach. Es setzte sich in ihm ja jedes Erlebnis in

einer gesegneten Stunde zum dichterischen Werk um: seine Soldatenjahre, seine Zeit als königlicher Verwaltungsbeamter, die herrlichen freien Stunden, in denen er als Jäger und rastloser Wandersmann durch seine Heimat streifte, und wohl auch seine bitteren Erfahrungen als deutscher Schriftsteller, die ihn aber nie hinderten, mit aller Schneid und Verve für die Rechte der freien Geistesarbeit und für das Vorzugsrecht des Dichters allen philiströsen Anschauungen gegenüber unerschrocken in die Schranken zu treten.

Jetzt steht er in der ersten Reihe unserer neuen deutschen Dichter. Ein ganzer Mann, gefestet und doch so sehr entwickelungsfähig und empfänglich für jeden frischen Eindruck, wie nur irgend einer der Jüngsten. Ein Mann, dem das kräftige, freudige Leben und die ungebrochene Schaffenskraft aus den offenen, hellen Augen schaut, und ein Dichter, der so innig deutsch, so herzlich und mit so feinen, kunstverständigen Händen goldene Schätze aus der Seele des deutschen Volkes zu heben weiß, daß er uns

als Mensch ebenso nahe steht als wie einer unserer liebsten Freunde, unser Dichter der Jugend, der Liebe und der Schönheit, die er auch im Geringsten findet, unser lieber, prächtiger Liliencron!





Ein Begräbnis.

Der Tag hatte schön und wolkenlos begonnen und war jetzt noch, in den Stunden des Nachmittags, warm und sonnig. Das Meer lag ruhig, und nur breite, weiche Wellen mit glitzernden Rändern schoben sich langsam und matt gegen die Ufer. Am Horizont sah man beschneite Zacken ferner Berge, in leichten, grauen Dunst gehüllt, gegen Südwest aber dehnte sich die blaue Flut ohne Grenzen, wie die Unendlichkeit. Wir lagen einen Steinwurf weit von dem wunderbaren, weiß leuchtenden Schloß am Meer mit dem tragischen, die Höhe hinaufreichenden Park. Dunkle, schlanke Cypressen ragten reglos empor, und die bleichen Wände des Schlosses stachen

grell ab von dem rings sie umgebenden satten, tiefen Grün und von der dunklen, blauen Flut, die sich an großen Felsen brach.

Wir zogen die Ruder ein und ließen uns, noch immer in diesen stolzen, schönen Anblick träumend verloren, von Wind und Wellen leise hin und herschaukeln. Jeder hing seinen Gedanken nach und folgte ihnen in entlegene Ferne. Es war ja der Weihnachtstag, an dem auch der Nüchternste etwas schwärmerisch wird. Und wir, die wir übrigens nicht im mindesten zu dieser Klasse trostloser Menschen gehören, hatten uns, nachdem wir einige Jahre schon nicht mehr zusammengekommen waren, hier im Süden, wo niemand an den anderen gedacht hatte, an diesem Tage mit großer Freude getroffen. Es war natürlich, daß wir nun diese Zeit, die droben in unserer Heimat so traulich gefeiert wird, gemeinsam verbrachten und Erinnerungen aus vergangenen Jahren auffrischten. Von dem einen und anderen, der uns einmal nahegestanden und nun aus den Augen gekommen war. Von den lieben Mädeln natürlich auch. Die ganze tolle,

süße, freudenheiße Zeit tauchte wieder auf, und vor uns standen mit deutlichen, nicht verblaßten Farben all die Stätten, in denen wir unsere Erlebnisse hatten: das kleine, spießbürgerliche Nest, aus dem wir stammten — wir waren in derselben Stadt geboren — und dann die große, geräuschvolle Universitätsstadt, mit neuen Freuden, neuen Genüssen, neuen Kameraden. Das war unsere Weihnachtsfeier, in all diesen Erinnerungen herumzukramen und den etwas blind gewordenen Glanz der alten Geschichten wieder aufzufrischen. So kamen wir auch auf Konrad zu sprechen. Er war einer unserer Treuesten, unserer Kampfesmutigsten. Aber niemand wollte recht beginnen, von ihm zu erzählen, denn seine Geschichte paßte schlecht hinein in die heiteren Abenteuer, mit denen wir uns in der sanft schaukelnden Barke unterhielten, die uns unmerklich dem blinkenden weißen Schloß näher brachte.

Konrad war nämlich schon tot. Es mochte gerade ein Jahr her sein. Ich war damals weit in der Fremde und konnte nicht zu seinem Begräbnisse kommen. Mein Freund aber war

während seiner ganzen Krankheit an seiner Seite und verließ ihn auch nicht im Sterben.

Und als sich im Westen die Wellen röteten und die Luft über den weiten, matt glänzenden Wasserspiegel bleicher und kälter und glanzloser wurde, begann er mir die Geschichte zu erzählen, wie Konrad starb und was darauf folgte. Vorher ruderten wir uns noch an das Ufer, brachten die Barke in Sicherheit und ließen uns auf einer, von der Sonne noch schwach erwärmten, weißen Steinbank nieder, von der aus wir auf das sanft rauschende, immer dunkler werdende unermeßliche Meer schauen konnten. Hinter uns standen die Cypressen, und weiter oben die zerklüfteten Wände der kahlen Berge. Und da begann mein Freund. Er war ernst geworden und sprach, oft zögernd und oft leise werdend, mit ruhigem, etwas müden Tonfall.

„Das ist nun genau ein Jahr her, daß wir den Konrad hinaustrugen und ihn in die kalte, winterliche Erde versenkten. Wenn ich aber daran denke und mir diesen trüben, entsetzlichen Tag in die Erinnerung rufe, ist's mir immer wieder,

als ob es gestern gewesen wäre. Es mag wohl der Grund dafür sein, daß ich — außer einem einzigen anderen Menschen — doch am härtesten davon betroffen wurde. All die traurigen Wochen, die vorausgegangen waren, saß ich ja täglich stundenlang neben ihm, meinem Liebsten, und wir sprachen und plauderten und disputierten über Pläne und neue Gedanken, als ob er noch ein langes, reiches Leben vor sich gehabt hätte. Das war in den Herbstmonaten. Gegen Ende September, als die feuchten Nebel sich über die Erde legten, begann seine Krankheit. Wie sie eigentlich entstand, wußte man nicht. Wahrscheinlich war sie eben das letzte Glied einer langen Kette von Entsagungen und Entbehrungen, die er über sich — tapfer wie ein junger Streiter — ergehen lassen mußte. Niemand von uns hatte einen so heißen, aufreibenden Kampf durchzumachen, als wie er, der Idealist, der rücksichtslos gegen alles anfocht, was gegen seine Überzeugungen war. So verdarb er es sich ja mit vielen, und wir waren nur mehr wenige, die treu bei ihm ausharrten. Seine Angehörigen, die irgendwo

draußen am Land lebten, hatten sich ganz von ihm zurückgezogen. Er war für sie nur mehr der verbummelte, mißratene widerspenstige Sohn, der vor all dem keine Achtung hatte, was ihnen als heilig und unantastbar galt. Und so stand er allein, auf eigenen Füßen, vereinsamt, schuf aber, nachdem er alle lästigen Fesseln abgestreift hatte, mit freudiger Arbeitskraft an seinen Werken und Ideen. Manches gelang ihm, und auch seine äußeren Lebensverhältnisse besserten sich zusehends, so daß er mit guter Hoffnung in die Zukunft schauen konnte.

So stand es mit ihm, als er krank wurde. Anfangs, da er sich noch nicht so schwach fühlte, schonte er sich nicht, sondern arbeitete mit allen Kräften vorwärts. Bis er eben nicht mehr konnte. Er hatte sich überanstrengt. Und dazu kamen noch diese trüben, feuchten, dämmernden Herbstwochen, die seinen Zustand stets verschlechterten. Er, der sich so sehr nach dem Frühling und dem Lichte sehnte, mußte nun Tag für Tag zusehen, wie thatenlos und traurig die Zeit verging, wie der Morgen sich grau von der Nacht löste, die er

in Schmerzen verbrachte, und wie sich die wenigen hellen Stunden wieder in die langen, langen Abende verwandelten. Die weilte ich gewöhnlich bei ihm.

Das schmale, alte Haus, in dem er wohnte, lag eng und eingekeilt von fremden Mauern in einer schmutzigen, stillen Gasse. Sein Zimmer hatte aber die Fenster rückwärts hinaus, wo im Sommer schattige Gärten mit dunklen, uralten Bäumen und morschen, vernachlässigten Gartenhäusern eine dämmerige, grüne Wildnis bildeten, die er so sehr liebte. In diesem Zimmer hatten wir so manchen schönen Sommerabend verlebt und Stunden lang, im Fenster lehnend, in die flüsternden, raschelnden Wipfel der hohen Bäume hinausgeblickt. Nun war alles kahl und öde draußen, und das Zimmer selbst machte mit dem einfachen Krankenlager einen schwermütigen, wenig heiteren Eindruck.

Die Lampe brannte mit gedämpftem Schein neben Konrads Bett. Er lag still und schwach, mit heißen, brennenden Augen in den Kissen. Aber seine Gedanken flogen hoch, und je schlechter

es mit ihm wurde, desto stolzer und abenteuerlicher wuchsen sie in die Höhe. Wie ja das gewöhnlich so ist. Was er nicht alles vollführen mochte — der Arme! Nur der Frühling sollte kommen, war sein steter Wunsch — dann sollte alles wieder gut werden. Und wenn wieder die Sonne durch den Nebelschleier brach und auf sein Bett schien, da hatte er seine körperlichen Schmerzen ganz vergessen und wurde fröhlich, beinahe lustig, so wie in seinen gesunden Tagen. Die Reaktion darauf war natürlich eine schmerzliche.

Ich brachte ihm Bücher, sprach mit ihm von vielem, was draußen in der Welt geschah, und was nun wie mit dumpfem Klingen von etwas weit entlegenem in seine stille Krankenstube drang. Und wenn er müde war und ich ihm, der dies nicht zeigen wollte, mit milden Worten Ruhe und Schonung angebot, da griff ich nach seinen Händen, strich ihm über die feuchten, braunen Locken, und mit dem Versprechen, den nächsten Tag wieder zu kommen, verließ ich ihn. Das ging täglich so fort bis gegen Mitte Dezember. Da begann der rasche Zerfall seiner Kräfte.

Das war die härteste Zeit für mich, das ansehen zu müssen. Es ist ja furchtbar, der Zerstörung eines jungen, blühenden Lebens entgegenschauen zu müssen und nichts, gar nichts dagegen thun zu können. Konrad trug es still. Er hatte nie seine Hoffnung aufgegeben und seine Sehnsucht. Aber zwei Tage vor Weihnachten war er tot.

Er war nicht schwer gestorben. In Phantasieen und Träumen. So endete sein kampfreiches Leben.

Und gerade vor einem Jahre, am Weihnachtstag, trugen wir ihn dann zu Grabe. Wir hatten ihm viel Blumen in das Zimmer gebracht, ich und die wenigen anderen Freunde. Da lag er stumm, mit blassen, weißen Wangen. Die schmalen, feinen Hände, die er so oft lächelnd mit Frauenhänden vergleichen lassen mußte, lagen, leicht gefaltet, auf dem frischen Linnen. Stumm standen wir an seinem Bett und sahen traurig und bekümmert auf unsern toten Freund, der den Frühling nicht mehr hat erleben sollen. Wir standen lange dort, ohne ein Wort zu sprechen, und unsere Gedanken versenkten sich tief in Konrads ernstes Schicksal und in diese so unsagbar schwere Tragödie

jungen Sterbens. Wir hatten es gar nicht gemerkt, daß inzwischen auch andere Leute in das Zimmer getreten waren. Ein Schluchzen und Weinen machte uns auf sie aufmerksam. Da stand seine Wirtin, die ihn sehr liebgewonnen hatte, dann ein paar alte Frauen mit Rosenkranz und Gebetbüchern in den Händen, ein jungs rotes Dienstmädel und zwei, drei neugierige Kinder mit großen Augen, die suchend nach dem Bette sahen. Sie hatten wohl noch nie einen Toten gesehen. In der Ecke beim Fenster, von den anderen unbeachtet, stand ein junges Mädchen, das mit weitgeöffneten thränenlosen Augen auf den toten Konrad starrte. Es war Hedwig, ein junges blondes Kind, das Konrad lieb gehabt hatte. Wir hatten von ihr nie viel gehalten und sie erschien uns als ziemlich leicht und flatterhaft. In diesem Augenblick verband uns natürlich der tiefe, gemeinsame Schmerz. Wir traten zu ihr und reichten ihr die Hand. Sie schaute aber nur ganz versunken und verloren auf den kalten, weißen Leichnam.

Und am Nachmittag vor dem Weihnachtsabend also war das Begräbnis. Es war ein

kalter frostiger Tag und der Schnee trieb dicht durch die Luft. Wenig Leute hatten sich eingefunden. Knapp hinter dem Sarg waren wir, die wenigen Freunde. Und in unsere Mitte hatten wir Hedwig genommen, die von anderen Leuten geringschätzig und über die Schulter angeblickt wurde. Dann kam seine Wirtin, die sich ganz in Trauer gekleidet hatte, ein paar Nachbarinnen, die diese Gelegenheit, mit einer „Leich'“ zu gehen, nicht versäumen wollten, und wer sich sonst noch dem kleinen Zuge angeschlossen hatte.

So ging es hinaus auf die Straßen, die Konrad so oft ging, deren Leben er mit so viel Stimmung zu schildern wußte — und in die Kirche. Die hohen, dicken Kerzen tropften und qualmten, in den Dampf hinein mischte sich der Duft des Weihrauchs, und dazwischen die monotone, kalte Stimme des Geistlichen. Ringsum die kühlen, teilnahmslosen Gesichter der vielen, die nur die Neugierde hergetrieben hatte .... Es war ein so trostloser, nüchterner Anblick, daß sich unsere Trauer unwillkürlich mit Groll und Erbitterung mischte.

Und so ging's denn wieder hinaus, und der Martergang begann erst recht. Unseren toten Freund an den Stätten vorüberführen zu sehen, an denen wir uns einst des blühenden, goldenen Lebens erfreuten — wo sein Mund laut lachte und seine Augen blitzten — und nun lag er starr und kalt in der Bahre . . . das schnitt so tief und brennend ins Herz, und doppelt weh that es gerade an diesem Tage. Es waren viel Leute auf den Straßen, die letzten Weihnachtseinkäufe besorgend, und es herrschte überaus lautes, munteres, frohes Leben, das unseren traurigen Zug, der sich dazwischen vorwärts bewegte, noch furchtbarer machte. Und — es ist merkwürdig — trotzdem ich mich ganz gott- und menschenverlassen fühlte und gebrochen hinter Konrad einherging, ich mußte doch immer wieder und wieder in dieses rührige Leben schauen, durch das wir schritten. Und ich sah alles, alles wie mit beobachtenden, wehmütigen Blicken: wie die elegant gekleideten Damen eilig vorüberhuschten, nur mit einem flüchtigen, geringen Seitenblick auf uns, um sich die gute990 Festeslaune

nicht verderben zu lassen, — dann die kleinen, in Mantel und Pelz gehüllten Kinder, die staunend und fragend stehen blieben und von ihren Begleitern fortgezogen wurden — ich sah all die vielen Gesichter, die auf uns schauten, und hätte beinahe die Gefühle eines jeden erraten können: das höfliche Bedauern, das kalte, anstandsgemäße Mitleid, das so gar nicht weh thut, die Teilnahme in allen Stufen, von der warmen, herzlichen angefangen bis dorthin, wo sie in gleichgültige Förmlichkeit übergeht, bei vielen wohl auch gerade deswegen etwas Mitleid, da ja die Stunde des Begräbnisses mit einer so fröhlichen, erwartungsreichen Zeit zusammentraf, die einen den Kontrast zwischen Leben und Tod stark empfinden ließ. Auf einmal kam mir der phantastische Gedanke, wie Konrad selbst, der ja für die menschlichen Schwächen ein so gutes Auge hatte, mit großer Freude alle diese Beobachtungen gemacht hätte . . .

An dem kleinen, unauffälligen Gasthaus kamen wir vorbei, in dem wir einstens fröhlich gezecht und im stürmischen, überschäumenden

Jugendmut bis tief in die Nacht hinein über die höchsten Dinge der Welt gestritten hatten. Eine fremde Kellnerin stand vor der Thür. Die Fenster sahen blind und ungereinigt aus, das ganze machte einen trübseligen, schmutzigen Eindruck.

Dann kamen die letzten Häuser der Stadt und die lange, weiße Mauer des Friedhofes. Der Zug hielt still. Der Sarg wurde herausgehoben und sechs Männer nahmen ihn auf ihre Schultern. Wir gingen knapp hinter ihnen, den engen Weg zwischen den Gräbern vorwärts. Hedwig, die ganz still, an meinem Arme hängend, mit uns gegangen war, begann zu schluchzen und zu weinen. Der schwere Tritt der Träger vor uns knirschte in dem blühend weißen Schnee. Endlich blieb man vor einem ausgestochenen Grabe stehen.

Die Ceremonien begannen von neuem. Die dumpfe Stimme des Geistlichen, vor dessen Mund der kalte Hauch in die Höhe stieg — das helle Schluchzen Hedwigs, wie das eines Kindes — und wir paar Freunde, die herumstanden, mit

finsteren Blicken, bis endlich einem nach dem anderen die Thränen aus den Augen schossen und die Brust sich hob . . .

Und dann fuhr der Sarg knarrend und polternd auf den Seilen hinab. Erdstücke kollerten nach. Und unser lieber Konrad lag nun unten in der kalten, dunklen Wintererde. Nun hatte sein rastloser Sinn Ruhe gefunden. Wie dumpfe Betäubung lag es auf uns, so daß wir uns nicht von der Stelle rührten, während die wenigen übrigen schon dem Ausgange zugingen. Aber mit einemmale wurde ich wieder wach. Hedwig, die leichenblaß neben mir stand und wimmernd vor sich hinweinte, drohte umzusinken. Blutleer waren ihre Lippen, und ihr hellbraunes, weiches Haar hing wirr in die weißen Schläfen herein. Immer wieder flüsterte sie den lieben, süßen Namen ihres toten Konrad vor sich hin, und sie wollte von dem Grabe nicht weichen.

In diesem Zustande konnten wir sie natürlich nicht allein lassen, und während ich den anderen sagte, sie sollten langsam vorausgehen, blieb ich mit dem Mädchen zurück. Nun muß

ich wohl sagen, daß wir beide uns eigentlich nie recht hatten leiden können. Ich glaubte stets, Konrad hätte sich an sie weggeworfen und sie weit, weit überschätzt. Mir machte sie eben den Eindruck, als ob sie eines von den vielen alltäglichen Mädeln wäre, mit denen man sich einige Tage, vielleicht auch Wochen, ganz gut unterhalten kann, die einem aber doch schließlich nichts Tieferes und Besseres bieten können und die auch darüber gar nicht ungehalten sind, wenn man sie eines Tages mit einer anderen vertauscht, — wie ja das das gewöhnliche Ende solcher Verhältnisse ist. Hedwig wird gut gewußt haben, daß ich so über sie dachte. Denn ich hielt mit meiner Meinung nicht zurück. Und so hatte sich zwischen uns eine stille, geheime Feindschaft gebildet, die sich aber gewöhnlich nur in bösen, feindseligen Blicken äußerte, die sie auf mich warf Worte wechselten wir wenig.

Jetzt aber dachte niemand von uns an diese vergangenen Tage. Ich führte sie langsam vom Grabe weg, hielt die Zögernde fest beim Arm und ging mit ihr zwischen den Gräbern. Worte

sprach ich wenig, denn ich sah, daß jeder Trost hier machtlos gewesen wäre — und es war mir ja selbst so zu Mute, daß ich am liebsten, wie ein Kind, einfach geheult hätte. Sie weinte ununterbrochen, und ich fühlte es, wie der Schmerz ihren armen jungen Körper erschütterte und erbeben ließ, wie unter grausamen Mißhandlungen. Beim Ausgang blieb sie stehen. Sie wollte zurück. Ich weiß nicht mehr, wie ich es schließlich zu Wege brachte, daß sie mir folgte. Ich mußte wohl selbst alle Kraft aufbieten, um in meinem Schmerz und meinem Mitleid mit diesem armen Kinde nicht schwach und haltlos zu werden.

Wir gingen nicht der Stadt zu, sondern hinaus, die Wege zwischen den schneeigen Feldern an den entlaubten, kahlen Bäumen vorüber, ohne jedes Ziel. — — Da wurde sie langsam ruhig und gefaßter. Und sie begann auch zu reden, von Konrad natürlich. Ihr war es ein erleichterndes Bedürfnis, mit mir über den gemeinsamen Freund zu sprechen, und unsere Feindschaft hatte natürlich aufgehört. Sie erzählte mir vieles, brach in Schluchzen und Weinen

aus, und begann dann wieder von neuem. Ihr that es so wohl, nur von ihm reden zu können. Ich erfuhr vieles, was ich nicht wußte, und ich kam langsam zur Überzeugung, daß ich dem Mädchen unrecht gethan hatte. Denn er war ihr Alles in treuer, leidenschaftlicher und selbstloser Liebe. Und ich glaube, daß sie ihm in ihrer rührenden Hingabe eine große Stütze war, in den Tagen, da er den harten Streit mit seinen Eltern hatte. Uns ließ er das nicht fühlen, wie schmerzlich ihm das in die Seele gegriffen hatte, und wie seine besten Kräfte darob zu Grunde zu gehen drohten. Aber Hedwig hatte dafür wohl das richtige weibliche Verständnis und konnte ihm das Fehlende ersetzen. Darum hing Konrad, der sonst sehr wenig sentimental und gefühlvoll war — den Frauen gegenüber schon gar nicht —, so fest an ihr und ließ kein böses Wort über sie gelten. Und durch dieses Verhältnis wurde wohl auch Hedwig selbst besser und ernster. Denn sie gab es ohne weiteres zu, daß sie vorher ein leichtsinniges Ding war, und daß sie nur Konrad wieder auf



rechte Wege gebracht hatte. Und nun hatte sie niemanden mehr auf der Welt, keinen Menschen, der sie so innig lieb haben könnte, wie Konrad, und das Leben, das ihr bevorstand, dünkte ihr so freudenleer, so gar nicht wert, gelebt zu werden. Am liebsten möchte sie sterben.

Wir waren langsam in die Stadt zurückgekommen. Es hatte zu schneien aufgehört, und hinter den Fenstern sahen wir da und dort verschwommene Lichter der Christbäume. Die Menschen hasteten an uns vorüber, bepackt mit allerlei Sachen. Durch den Weihnachtsmarkt gingen wir, wo die Verkäufer lärmend und schreiend ihre Waren anpriesen, um in letzter Stunde noch ein Geschäft zu machen. Dann kamen wieder stille, dunkle Gassen, durch die wir gingen, und der Schmerz drängte sich von neuem hervor und wollte nicht enden. Den ganzen Abend irrten wir so umher, bis endlich die körperliche Ermüdung ihr Weh etwas linderte und ich sie nach Hause bringen konnte. Am Thor versprach ich ihr, daß wir sie nicht verlassen und morgen zu ihr schauen würden, dann ging ich zu meinen

Freunden, die still beisammen saßen und von Konrad sprachen. Wir konnten ja nichts anderes thun an diesem Weihnachtsabend, den ich wohl nie vergessen werde.

Die Tage darauf kamen wir öfters zu Hedwig, und wir sahen, wie sich zögernd und nur allmählich ihr Schmerz löste. Aber ein inniger freundschaftlicher Verkehr zwischen uns kam nicht zu stande. Und eines Tages, im Frühjahr, erfuhren wir, daß sie die Stadt verlassen hatte. Es wußte niemand, wohin. Auf Konrads Grab aber lag ein frischer, schlichter Kranz. Das war wohl ihr Abschied von ihm auf immer. Denn ich glaube, daß es mit ihr wahrscheinlich wieder abwärts gegangen ist. Da Konrad tot war, hatte sie ja niemanden mehr, der sie mit ernster Liebe hätte aufrecht halten können. Der hatte den ganzen Inhalt ihres Lebens ausgemacht. Um die anderen Leute kümmerte sie sich nicht, und was die über sie sagen und denken mochten, war ihr ganz gleichgültig. Wer weiß, wo sie ist. Vielleicht lebt sie in tiefem Elend. Vielleicht ist sie auch schon tot und bei ihrem Konrad. Wer weiß es . . ."

Während der Erzählung meines Freundes war der Abend hereingebrochen, und es fröstelte uns. Schwarz und dunkel dehnte sich das Meer zu unseren Füßen, und wir hörten, wie die Wellen um unsere schaukelnde Barke plätscherten. Das Schloß mit den weißen Wänden hob sich stolz aus der Flut, und von der Stadt glänzten viel Lichter herüber. Der Himmel war ganz klar und die Tausende von Sternen blitzten wie goldene Körner auf tiefschwarzem Sammet. Wir verließen unsere Bank und ruderten schweigend in kräftigen Stößen der Stadt zu.





Die Nacht.

Das ist so merkwürdig: in fremder Stadt die erste Nacht. Ich sitze in meinem Zimmer, das wohl schon viele vor mir bewohnt haben, in dem wohl viele Freud' und Leid erlebt und ihr Schicksal wie etwas Unbekanntes und Fernes sich aufbauen gesehen haben.

Nebenan tickt eine Uhr mit ganz fremdem Klang und Schlag — die Uhren ticken ja überall wieder anders und fremd — und die vier Wände, die mein Zimmer einschließen, starren mich an, wie einen Eindringling. Wie einen, der ihre Ruhe stört und der ihnen wieder ein ungewohntes, unbekanntes Leben zeigen wird.

Die erste Nacht im neuen Heim — es dünkt mich beinahe alles feindlich, was mich umgiebt, in seiner von mir unberührten Neuheit und Frische. Nur draußen ist mir alles vertraut und lieb. Der Schein der Lampe fällt auf einen alten, dunklen Garten. Die Zweige knospen, und im gelben Schein zeigen sich stillstehende Äste mit grünen Blättern. Dunkle Stämme, alt, mit furchiger Rinde, ragen vor meinem Zimmer in die Höhe. Und die Sterne leuchten, zitternd, goldig, in der kühlen, stillen, stillen Frühlingsnacht.

Wie ich diese Ruhe liebe, dieses heimliche Schweigen, dieses tiefe, tiefe Atmen einer Frühlingsnacht! Wie viel läßt sich denken und sinnen in solcher Stunde! Die ganze Welt, der ganze Schmerz und die selige Wonne der Menschheit.

Drüben im Haus, dessen Mauern, licht im Mondschein, durch den blühenden Garten schimmern — drüben schläft vielleicht ein junges Kind, eine keusche, zarte Menschenseele, die vom künftigen Glück träumt und von zagend geahnten stürmischen Gefühlen. Ich weiß nicht — wer

es ist — — aber ich sehe sie. Ich sehe die heißen, roten Wangen, über die der herbe Hauch der Nacht weht, die braunen, duftenden Haare, die über die weißen Polster fließen, und ich kenne die Träume; bangen Träume der Jugend, des Frühlings, der in das Blut steigt ...

Die Uhren schlagen von den Türmen, da eine, dort eine — wie fremd, wie ängstlich klingen sie an das Ohr. Von der Straße, wie von weiter Ferne, tönen Stimmen, rauscht das Rollen der Wagen über das Pflaster und kommt ein Wehen, das an die Stadt mahnt, an die Stadt mit den vielen, vielen Straßen und mit dem lauten, betäubenden Lärm des Tages, der so lange dauert in den Städten, bis in das schwarze Dunkel hinein.

Ganz allein bin ich, unter fremden Menschen. Wer weiß, was mir die nächsten Stunden bringen, ob sie mich nicht knechten und in den Staub drücken. Vielleicht bringen sie mir aber eine holde Zeit, mit viel Sonnenschein und mit den Grüßen des Glückes. Wer kann es sagen?

Ein Fliederstrauch steht vor meinem Fenster.

Der ist im Blühen und duftet so stark. Mein Zimmer ist voll des süßen Geruches seiner Dolden, und er dringt in alle Ecken und Fugen. Da denke ich mir, wie schön es wird, wenn erst die Rosen springen und draußen, vor meinem Fenster, alles in hellen Farben steht. Wie schön das wird! Oder es kommen schlimme Tage, in Wetter und Sturm, und zerstören alles ... die Blüten, die Rosen, und mein Glück ...

Mein Glück! Das liegt ja so weit jetzt von mir, das habe ich ja gerade thränenden Blickes verlassen. War's mein Glück? War's das Starke, das Ewige, das währt und das Leben in das Reine und Selige hebt?

Sie kehren stets wieder, diese Fragen, eindringlich und Antwort fordernd. Ich kann sie nicht geben, ich weiß nicht, ob nicht der nächste Morgen mir so vieles enthüllt, was noch düster und grau vor meinen Sinnen liegt, und ob er mir nicht neue, blinkende Sterne zeigt mit leuchtendem Goldglanz, heller als je zuvor. Dann begänne das neue Leben, die große, freudige Zeit des Überwindens, die Zeit, in der man neues

sucht und findet und an das alte, einstige, das einen zuerst beglückte und dann elend gemacht hat, mild lächelnd wie an eine schwere, überstandene Krankheit zurückdenkt. Es thut nicht mehr weh dann — man verzeiht jedem und alles und fühlt sich wohl. Die neue Zeit bricht dann an.

Ich glaube, ich stehe an ihrer Schwelle. Losgelöst vom alten — mit hartem, schmerzenden Abschied — sehe ich in ein neues, blühendes Land, das die Orte meiner Genesung in sich birgt. Da und dort — alles blickt mit lächelnden, leichten Augen mir entgegen und lädt mich ein, zu ihm zu kommen, nahe, ganz nahe — so wie Mund an Mund. Das neue Glück läßt sich willig küssen, und hat warme, süße Lippen. Ich will mich küssen lassen. Ohne Erinnerung, ohne Denken und mit dem einen alles besiegenden Gefühl: leben zu wollen, leben, leben — jung in Freude und Schönheit!

Das ist das Eine, das Starke, was mich beseelt. Mehr will mein Geist nicht. Er will ruhe- und friedfertig sein, und genießen, was sich ihm beut. Dann, nach Tagen, kommt ja wieder



die Zeit der Strenge und des Prüfens, und die trockenen, trüben Stunden, in denen man so vieles wieder zurückwirft, dorthin, woher es seine Arme streckte — in den Alltag zurück, in das Nichts, das für die anderen armen Leute so Vieles ist.

Aber jetzt noch nicht — nur jetzt nicht. Jetzt bedarf ich alles dessen, nach dem meine dürstende Seele greifen kann. Und sie greift nach allem, was licht ist und was Freude verheißt.

Die Lüfte, die die Nacht bringt, tragen von fernher den reinen Atem des Waldes — Kiefern, die tagsüber im warmen Sonnendunst stehen, wachsen dort auf den trockenen Hängen und die Sträucher beginnen sich zu kleiden. Darein mischt sich der vielfältige süße, starke Duft aus den Gärten, die ringsum stehen. Und das alles strömt in dichte, geruchsreiche Wolken zusammen und sendet seinen Hauch durch die Nacht. Das ist das Reine, das Gute, das in diesen dunklen Stunden zu einem unsagbaren, sich so tief empfinden lassenden Reiz zusammenfließt und wie eine Märchenatmosphäre über der Stadt mit den vielen, vielen Dächern und Türmen steht.

Darum liebe ich so die Nacht. Sie ist viel heiliger und keuscher, als wie der sonnendurchleuchtete Tag, der in jeden schmutzigen Winkel, in den Menschentum dringt, mit frechen Blicken schaut, der oft dem Unberührten mit seinen grellen Strahlen die Weihe raubt und das Geheimnisvolle, Zarte, in eitel Licht auflöst.

Die Gedanken werden so ungemein fein und spinnen unsichtbare Fäden in das Weiteste und Entlegenste, dorthin, wohin der Geist untertags nicht reicht. Dorthin, von wo — vielleicht in kurzer Zeit, vielleicht in späteren Jahren — ein unbekanntes Schicksal, ein nie geahntes Glück auf rollender Kugel unserem Leben naht, sanft, friedlich, wie ein in Sonnengold verschwimmender Sommerabend, und in so unscheinbarem, unbekanntem Gewand, daß wir es kaum zu begreifen vermögen, und sich keine Hand danach ausstreckt...

Im Zimmer nebenan schlägt die Uhr. Kurze, scharfe Schläge, die nicht lange ausklingen, nicht wie tönende Saiten, sondern hart, abgehackt... Dann höre ich Geräusch. Es wurde jemand wach. Eines Mannes Stimme spricht, eine Frau

antwortet. Ihre Stimme ist rein und weich und kindlich. Trotzdem kann ich die Worte nicht unterscheiden. Nur den Klang höre ich herüberdringen. Die männliche Stimme erwidert — und in Pausen, des Nachdenkens, des schlaffen Ermüdetseins, des Schmollens, was weiß ich — redet wieder die Frau. Oder ist es ein Mädchen? Es könnte sein — es kann Vater und Tochter sein oder auch Mann und Weib. Dann lange, lange wieder nichts. — Nur durch das Fenster rauscht gleichtönig und schwach die Nacht herein, das Lied vom Werden und Wachsen der Natur, vom nie beginnenden, nie endenden Leben in die Ewigkeit hinein. Ich fühle mich eins mit all dem draußen, als kleiner, winziger Teilkörper, aber als etwas, das eben wie alles draußen nie zu Grunde, nie verloren geht. Das giebt einem eine so unendliche, frohe, unverzagte Zuversicht, einen so starken, unerschütterlichen Glauben an sich selbst.

... Über die Kronen der Bäume hinaus, die eine grüne Wildnis vor meinem Fenster bilden, ragt der letzte Teil eines hohen, spitzen Turmes. Aus einer Kirche ragt er empor. Ganz droben,

dort, wo das goldene Kreuz, das feurig in der Sonne blinken mag, den stolzen Abschluß bildet, dort muß es schön, herrlich sein. Die Schwalben pfeifen wie Pfeile, selten nur die Flügel rührend, durch die blaue Luft, und die Glocken tönen rein und laut und schwingend. Dort müßte es herrlich sein: Drunten, in Dunst und Staub, die Häusermenge, die kleinen Menschen mit den kleinen Begierden und Wünschen. Das ist es: Hinauf in die Höhe, weit noch über die Türme hinaus, über Schwalben- und Adlerflug und über die Wolken...

Durch die Laubkronen, über die der Turm sich steil hinausstreckt, schimmert es blaß, in kühlem, gelblichen Licht, das sich an den unteren Rändern leise rot zu färben beginnt. Die Sonne naht. Der Tag schickt seine ersten Zeichen. Noch ist es still. Aber die Häuser, die Bäume erscheinen in schärferen Konturen, die bisher schwarzen Lücken zwischen dem Geäst werden hell. Es ist das Ende, nnd die Nacht weicht. Die große, fremde Stadt reibt sich den kurzen Schlaf aus den Augen und erwacht zum frühen Tagewerk. Die fremde Stadt ... was mir wohl der Tag bringen mag?

Wie schön es noch ist, dieses Kämpfen zwischen dem Dunkel und dem grauenden Licht! Und wie stark der Fliederstrauch mit seinen blauen Dolden hereinduftet, süßer als je, als wollte er noch allen Reichtum verschenken, bevor er in der Sonne erwärmt . . .





In fremder Stadt.

Sie hatte ein ganz dunkles Gesicht. Wenn sie den Schleier herabzog, schien es beinahe das einer Mulattin zu sein. Ihre Hände waren von tiefbrauner Farbe, wie von der Sonne verbrannt. Jung war sie nicht mehr, aber sie hatte noch jene zwischen Schlankheit und Üppigkeit schwankenden Formen, und ihr Schritt wiegte sich ein klein wenig in den Hüften, wenn sie ging. Er dachte sich, sie müßte reizend sein, wenn er sie in den weiten fallenden Kleidern des Negligees sehen könnte, des Morgens, da sie Stück für Stück über ihren Leib ziehen würde.

Einen kleinen, runden, schwarzen Hut hatte sie auf ihren Haaren.



Sie waren beide in der Bahnhofsrestauration der kleinen, fremden Stadt. Sie mochten vielleicht auf den gleichen Zug warten und brachten nun hier die letzten Stunden der Nacht zu. Sie saß allein drüben, an dem grob gezimmerten, nassen, schmutzigen Tisch.

Die Luft im Raume war dick vom Dunst der Menschen, die hier den ganzen Tag und die ganze Nacht saßen, vom Bier, dem Geruch der Liköre und der Speisen.

Die Dame drüben stand auf, nahm ihre Sachen und verließ den Saal. Trotzdem es draußen in Strömen regnete.

Er folgte ihr wie mechanisch und dachte immer, sie müßte so berückend schön sein im Negligee. So schön und auch so jung noch. Jetzt konnte man dies gar nicht merken.

Und es kam, daß er sie draußen ansprach. Höflich, sehr freundlich und gemessen, so daß eine Abweisung höchstens in feiner Form hätte erfolgen können.

Aber sie wies ihn nicht ab. Sie waren ja beide fremd in der kleinen Stadt und wollten

mit dem nächsten Zuge fortfahren. Warum hätte sie es verschmähen sollen, eine alltägliche Reisebekanntschaft zu machen.

Sie erzählte ihm bald vieles. Von ihrem Leben, das eintönig war, bei fremden Leuten stets, da und dort, in allen Ländern, als Erzieherin fremder Kinder. Er erkannte aus ihrem Reden, daß sie sich nach Kindern ihres eigenen Leibes sehnte. Und sie dauerte ihn. Es war so arm und so trüb anzuschauen, wie sie, die am Ausgange ihrer Jugend stand, im Begriffe war, das ganze Leben, das vor ihr noch lag, das voll Blüten hätte sein können — wie sie das alles würde vertrauern und ohne Glück, einen Tag wie den anderen, schweigend würde hinnehmen müssen.

Sie dauerte ihn, und er sprach zärtlich und voll Achtung mit ihr. Er wußte nicht, wie es kam, sie verstanden sich so gut, und er hatte gleich ihre Sehnsucht und ihre geheimen Wünsche herausgelockt, viel mehr eigentlich aus den stummen Gebärden und ihrem Schweigen, als wie aus ihren Worten, die sich doch — ihm, dem Fremden

gegenüber — stets in gewisser Zurückhaltung noch befanden.

Sie gingen in die Stadt hinein. Es regnete noch schwach, in schweren lässigen Tropfen.

Sie sprachen eifrig, und sie fühlte, als ob der ganze Jammer ihrer Vergangenheit und ihres künftigen Seins sie an seiner Seite gewaltig und brutal packen würde. Trotzdem war sie aber froh, daß sie zu jemandem sprechen konnte, der so zart mit ihr war, der sie so gut verstand und so ganz anders war, als die vielen Menschen, die sie bisher kennen gelernt hatte.

So wanderten sie durch die Straßen und durch den leisen, still rieselnden Regen. Er zeigte ihr vieles, die Gebäude, die durch ihre Art hervorstachen oder an die sich Erinnerungen der Historie knüpften, und die paar alten Kirchen aus vergangenen Jahrhunderten.

In einer von ihnen standen sie. Kein Mensch saß in den dunklen, langen Stühlen. Das Licht, das an einer dicken Schnur vom Gewölbe herabhing, brannte trüb und flackernd, vorne vor dem

Altar. Und es war kühl in dem hohen Raume, und doch etwas dumpf und beengend.

Da standen sie stumm nebeneinander, sahen auf die alten, beinahe schwarz gewordenen Bilder, die an den Wänden hingen, mit blinden, schmutzigen Rahmen, und vergaßen ganz alles, was draußen war.

Vielleicht war sie eine gläubige Christin, dachte er sich. Aber sie schaute doch ebenso gleichgültig umher, wie er. Oder wollte sie es ihm nur nicht zeigen — er wußte es nicht. Hie und da blickte er bescheiden hinüber auf ihren Kopf und auf diese elegante, feine, gebräunte Linie, — sie hatte den Schleier hinaufgezogen — die sich von dem zurückgekämmten Haar bis zum Kinn streckte.

Endlich machte sie Miene zum Aufbruch und sie gingen.

Wie sie hinausgetreten waren auf den Platz, atmeten beide auf, und sie lächelte ein wenig, was er an ihr noch gar nicht gesehen hatte.

Die Wolken waren geteilt, und dünne Sonnenstrählchen lagen über den nassen Straßen und



Dächern. Das war schön und so fröhlich stimmend, und beide fühlten sich als wie enge verwandt und zusammengehörig in diesem Augenblick, so vertraut miteinander, als ob sie Seite an Seite schon Wochen hindurch die Welt durchreist hätten.

Sie wußten nicht, wie.

Er reichte ihr den Arm, sie schürzte ihr dunkles, einfaches Kleid und schmiegte sich an ihn.



J. Heimfelsen.

(Josef Kerausch.)

Geboren am 19. August 1859 zu Imst in Nordtirol, absolvierte die Oberrealschule in Roveredo und widmete sich hernach dem Militärdienst, in welchem er den Occupationszug in Süddalmatien und der Herzegowina mitmachte. Nach längerem Aufenthalt in tirolischen Garnisonen kam er nach Linz und lebt derzeit als Lehrer der Infanteriekadettenschule in Preßburg.

Erschienene Bücher:

Andreas Hofer. Festspiel. 1893.

Die Großberghofer. Volksstück. 1894.

Zu spät. Drama. 1896.

Kleine Erzählungen. 1897.

Die Generalshose. Schwank. 1898.





Munificent.

Der Staatsminister Freiherr von Hönigsfeld saß beim Dessert und dachte während des Zerknackens süßer Mandeln darüber nach, was eigentlich angenehmer sei: das soeben gefundene Vielliebchen allein essen zu dürfen, oder sich dieses Genusses an der Seite einer Frau erfreuen zu müssen, als ihm der Kammerdiener einen großen, mit dem höchsten Familiensiegel verschlossenen Brief überreichte.

„Von Seiner Hoheit höchst persönlich“ ergänzte der Überbringer des Schreibens. Dabei schielte Franz seinen Herrn recht vielsagend an. Im geheimen dachte er sich: „O, ich kenne euch

zwei ganz genau. Wird sich wohl wieder um eine Eurer galanten Genäschigkeiten handeln. Ja, ihr versteht es ganz vortrefflich, euch über den zweifelhaften Junggesellenschmerz hinwegzuhelfen. O, ihr ..." Der Rest erstarb in einem demutsvollen Kopfnicken. Excellenz hatte nämlich nach dem behaglichen Schlürfen eines Gläschens Bordeaux den ihm gegenüberstehenden Alten besonders freundlich angelächelt und dann befohlen: „Franz habe dafür zu sorgen, daß ich bis auf weiteres nicht gestört werde."

Als der Herr Staatsminister allein war, setzte er sich die goldene Brille auf die Nase (im Beisein anderer suchte der Minister stets seine das vorgeschrittene Alter rücksichtslos verratende Weitsichtigkeit zu verbergen) und durchlas, manche Zeile wiederholend, das nachstehende, höchste Handschreiben:

„Lieber Freiherr!

Ich bekam gestern, beinahe etwas plötzlich, die Anwandlung zu einer ganz außerordentlich hervorragenden That. In einem traulichen tête à tête mit unserer Freundin von der ersten Quadrille



meiner Hofoper, der schwarzen Elsbeth, besprach ich nun diese Idee. Was meinen Sie, was mir die Kleine riet?

„Ich soll," sagte sie, „diesmal meinen Kunstsinn der oft recht stiefmütterlich behandelten deutschen Litteratur zugute kommen lassen!" — — Eine Balletteuse, welche für die deutsche Litteratur spricht! Ist dies nicht wahrlich schon die verkehrte Welt? Sie wissen, lieber Baron, daß ich bis jetzt wenig Zeit hatte, mich mit diesem Zweige vaterländischer Kunst ernster zu befassen. Anderseits möchte ich aber aus mehrfachen Gründen der schwarzen Ratte Anregung gerne beachten. So bitte ich denn Sie, lieber Freund, mir ratend zur Seite zu stehen. Excellenz begleiten mich doch morgen zur Rebhühnerjagd. Da können wir dann während der Fahrt zum Buchwitzer Walde das Nähere über diese Grille der kleinen Elsbeth besprechen.

Bis dahin denken Sie nach für Ihren wohlgeneigten Friedrich August."

Excellenz verfiel in einen gelinden Lachkrampf. Es kam dem Freiherrn doch etwas eigentümlich

vor, daß eine Balletdame berufen sei, der deutschen Litteratur beim Landesherrn ein gutes Wort zu sprechen. Allmählich klang jedoch dies vollkommen sich zwanglose Hingeben an das freie Empfinden des Menschen Hönigsfeld in die devoteren Redewendungen des Bureaukraten aus: „— allein, allerdings, wenn man nimmt, ich werde ja etwas finden — —."

Der Herr Staatsminister aber, der sagte sich: „Seine Hoheit sind mit dir, altem Kerl, von einer Gnade — — —."

Der Rest des Satzes wurde mit einem frisch gefüllten Gläschen, diesmal **Lacrimae Christi**, hinabgetrunken.

Excellenz bedeckte nun für einige Sekunden die immer fröhlich blinzelnden Augen, welche wie zwei grünliche Steine zwischen den rötlichen Fettkissen der Wangen und den spärlichen Augenbrauen gebettet lagen, und ließ im Geiste die ihr bekannten Namen aller Herren der kleinstaatlichen Litteratur an sich vorüberziehen. Da jedoch dem Manne, welcher für drei Millionen Unterthanen das Staatsschiff lenkte, keiner von ganz besonderer

Anwartschaft auf außergewöhnliche Bevorzugung wert erschien, jener des Chefredakteurs des Regierungsblattes und des Chronisten der fürstlichen Familie dürften diesmal aus Schicklichkeitsgründen nicht in Betracht kommen, so griff er zur Rettungsleine, einer seidenumsponnenen Klingelschnur und befahl dem Kammerdiener, die Bände Ch ... bis No ... von Meyers Konversationslexikon in das Rauchzimmer zu bringen. Innerhalb dieser Buchstabengruppe muß sich, soviel stand im Erinnerungsvermögen des Ministers, etwas finden, was auf die Bedeutung der .... schen Dichter im allgemeinen und deren hervorragendsten Vertreter im besonderen schließen läßt.

Selbstzufrieden ob dieses Einfalles, schob der Freiherr seine etwas allzu wohlbeleibte Gestalt in das Rauchzimmer. Dort stand bereits der zweite Diener, Alex, und überreichte seinem Herren eine auf silbernem Gasbrenner zum Glühen gebrachte österreichische Virginiacigarre.

Excellenz warf sich ermüdet in ein Fauteuil, schlürfte den vorgesetzten, nach türkischer Art zubereiteten schwarzen Kaffee und begann nachzu-

sinnen, in welchem der Bände zwischen Ch ... und No ... er zuerst sein Glück versuchen soll. Dabei schlief der Herr Minister allmählich ein.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Vorhofe des Palastes spielte für die Kinder des Thorwartes ein Orgelmann die Melodie zur Arie: „Ja, so sind sie, die Damen vom ...“

Obzwar bereits im Halbschlummer, wiegte dennoch der mehr lebens- als regierungslustige Freiherr sein Haupt im Takte des Liedes und schaute im Traume sämtliche Bände des Meyerschen Konversationslexikons als Ballerinen der ersten Quadrille an.

* * *

Das Elend saß auf einer, durch Sturm und Wetter etwas zur Seite geneigten Tanne, deren knorrige Äste wie die abgearbeiteten Arme um Hilfe flehender Proletarier zum Himmel wiesen.

Da ganz oben im Wipfel, nächst dem Neste eines zum erstenmale Mutterfreuden entgegensehenden Kuckuckweibchens, hatte sich's das abgehärmte Wesen so bequem als möglich gemacht.



Das Elend übersah ein großes Stück deutscher Erde. Es weinte und richtete dabei seine von vielen Thränen rotgeschwollenen Augen nach einer Mansardenstube. In dieser stand an einem wackeligen Tische Johannes Schlafnicht, einer der interessantesten Menschen der Residenz.

Vor ihm lagen allerlei Manuskripte. Die einen trugen den gelblich-grauen Hauch des Alters an sich; bei anderen wieder erkannte man an der Frische der Tintenfarbe die kindliche Jugend. Schlafnicht suchte lange, bis er das Gewünschte fand. Damit warf er aber auch alle anderen Papiere auf die Diele, setzte sich zum Tische hin und begann in dem einen hastig zu lesen.

Dabei überflog seine hohe Stirn eine Art geistigen Stolzes. „Endlich", sagte er leise, „nun kann es an das Zusammenstellen gehen!" — —

Mit einem Blicke voll des innigsten Empfindens und künstlerischen Selbstbewußtseins, überschaute Johannes die rund an tausend Seiten starke Arbeit, das Schoßkind seines Ehrgeizes und seiner Hoffnungen, das Sorgenkind der ganzen sechs Jahre, in denen er daran geschrieben hatte.

Endlich lag alles so vor ihm, wie er sich's gedacht, erträumt und — ausgeklügelt. Nicht eine Masche fehlte im großen Gewebe, welches, Dank Schlafnichts Phantasie und Erfahrungen, zu einem Musterbild des Sippen- und Kastenlebens geworden war. Die Wangen des Schriftstellers überzog nun jenes hektisch-nervöse Rot, welchem die Hast: die Freude in Sekunden zu genießen, ein so eigenartiges Kolorit verleiht.

„Nun", setzte Hans sein Selbstgespräch fort, „fehlt nur noch die Unterstützung durch den Fürsten, damit ich auch die Druckkosten erschwingen kann."

„Ach, wie werden all meine Neider und Gegner sich beschämt fühlen, wenn sie eines Tages in den Schaufenstern der Buchhändler meinen Roman: „Im Joche" erblicken werden. Doch, wenn sie ihn erst zum Lesen bekommen werden, dann — —" Nervöses Hüsteln, die Folge ungewohnten Lachens, unterbrach Schlafnichts Selbstgespräch. Zudem knarrte die Holztreppe und der Zugwind stieß so heftig die kaum noch in den Angeln sitzende Thüre auf, daß Hans ordentlich ins Erschrecken geriet. Er hatte jedoch



hierzu nicht lange Zeit, denn schon dröhnte durch den Dachraum, in welchem des Poeten Stube lag, ein derart alles überbietendes Schimpfen und Zetern, daß sich dem etwas ängstlichen und an Ruhe gewöhnten Menschen die Gänsehaut an Rücken, Hände und Beine setzte.

„Herrgott, Ihr wohnt aber auch, als ob sich ein ordentlicher Christenmensch wahrhaftig erst den Schädel einschlagen müßte, und so er Euch dennoch besuchen wollte, dann nur mehr als Geist, anstatt mit gesunden, lebendigen Gliedern hierher kommen kann!" — —

Mit diesen Worten, welche mehr gegurgelt als gesprochen wurden, betrat der Leibkammerdiener des Hofmarschalls Graf von Schlepphahn, eine besonders einflußreiche Person im Hofstaat Seiner Hoheit, den kleinen Raum.

„Daß ich's bis jetzt nicht erfahren hätte, Herr!" stotterte Schlafnicht und bot dem wenig artigen Besucher ein freundliches: „Guten Abend!"

„Mit was kann ich dem Herrn dienen?"

„Daß Ihr mir, wenn ich die Hühnersteige wieder hinab muß, etwas leuchtet," war die

kurze, fast herrische Antwort. „Unsereiner braucht gesunde Knochen, um sich sein täglich Brot verdienen zu können. Ihr vom Schreiberhandwerk könnt auch mit lahmen oder krummen Beinen der Welt Eure Sätzlein vordichten. Doch, damit ich nicht vergesse, was mich ja eigentlich zu Euch heraufführt. Da lest!“

Der Lakai übergab Hans ein großes, mit einem adeligen Wappensiegel verschlossenes Schreiben. In dem stand: „Das Bittgesuch, welches Sie an unseren gnädigsten Herrn gerichtet haben, kann umsoweniger berücksichtigt werden, als Seine Hoheit gerade jetzt an der Durchführung eines großen, die glorreiche Geschichte seines Hauses mit neuem Glanze bestrahlendem Werke der Gnade und Loyalität steht. Sie wissen doch von der angeordneten Überführung der Leiche unseres großen .... schen Dichters in die Residenz und deren Beisetzung im Sankt Georgs-Dome?“

„Im übrigen möchte ich Ihnen als Ihr langjähriger Gönner raten: reiben Sie sich nicht auf und bedenken Sie, daß Ihr Beruf als landtäflicher Beamter seine Prioritätsrechte an Ihnen



hat. Bemeistern Sie also etwas Ihren Schaffensdrang. Hoffentlich kommt auch noch für Sie die Zeit des vollen Erfolges. Ich wünsche es Ihnen aus ganzem Herzen. Bis dahin aber kann ich nichts anderes thun, als für Euer Wohlgeboren zu — beten! — Ja, daß ich nicht vergesse: Könnten Sie uns nicht für das vom Fürsten geplante Fest den Prolog verfassen? Ich erhoffe mir eine bejahende Antwort.

Gott zum Gruß! Wie immer Ihr
Graf Emanuel von Schlepphahn
Hofmarschall."

Schlafnicht las den Brief immer und immer wieder. Bei jedesmaligem Beginnen der Lektüre öffnete er die Augen um ein Bedeutendes.

Endlich, das Schriftstück war schon zum viertenmal durchgelesen, starrte er so geistesabwesend zuerst auf das Papier vor sich hin und dann ins Leere hinein, daß der Diener, um nicht Zeuge oder gar erstes Opfer eines Wahnsinnsausbruches zu werden, eiligst die Stube verließ.

Hans nahm seine Manuskripte zusammen und mit einem Wehrufe, welcher all die gezeigte

Beherrschung der letzten Stunde des Selbstbelügens anklagte, schleuderte er die Arbeit plötzlich in eine modrige Holzkiste. Er selbst warf sich auf die Bettstelle und fing an zu — sinnen.

So lag er, ein Wesen ohne Freunde, ohne Gnade, ohne Glück, ohne Zukunft; eine Quantität krankhaftes Gehirn unter einem schon haararmen Schädel; eine Maschine, deren Arbeitskräfte nicht dem Kasten dienen wollten und welche daher ganz außer Kraft zu bringen war, nun selbst von der Hoffnungslosigkeit seines Strebens überzeugt, allein in der kleinen, kahlen Mansarde.

Erst nach Stunden konnte er weinen.

Am nächsten Morgen erschien Hans nicht im Amte; er war nämlich Angestellter in einem landtäflichen Archive, das heißt, er durfte dort, um ein Taggeld von einer Mark, in den in Schweinsleder gebundenen, alten Büchern nach besonders wichtigen Stellen, bezüglich der Erbfolge im fürstlichen Hause — Umschau halten.

Seit Hoheit nämlich ganz entschieden erklärt hatte, niemals heiraten zu wollen, war die Frage



der Thronfolge in ein ebenso wichtiges als akutes Stadium getreten.

— — — — — — — — — — — — —

Das Elend hatte am Bette des um seine selbstlosesten Wünsche und Hoffnungen Getäuschten Nachtwache gehalten.

Als der Morgen angebrochen war und die Sonne zur schmalen Dachluke, die sich sogar den stolzen Namen „Fenster“ anmaßte, hereinblickte, sah sie, daß Hans todkrank sei; der Schmerz hatte über Nacht am Herzen des armen Schreibers ein großes Stück Zerstörungsarbeit verrichtet.

Da niemand kam, um sich nach dem Befinden Schlafnichts zu erkundigen, so blieb das Elend auch tagsüber bei diesem. Es sagte sich: „Ich stand dem Dichter Zeit seines Lebens treu zur Seite. Soll ich ihn nun in der kurzen Spanne Zeit, welche dem Manne zu leben noch beschieden ist, verlassen?“

Von der Stadt herauf drang Glockengeläute.

Das Weib an Hans' Lager stieß ein grelles Lachen aus. „Vor hundert Jahren,“ sagte es,

„habe ich dem zum Sterben verholfen, welchen sie heute in ein Ehrengrab betten werden.“

* * *

Seine Hoheit gab zu Ehren der in der Residenz versammelten Künstler und Gelehrten, Vertreter verschiedener akademischer Vereine und sonstiger Körperschaften, welche den Bestattungsfeierlichkeiten des großen Landeskindes und Dichters beiwohnten, ein prunkvolles Festmahl.

Das Gespräch drehte sich natürlich zumeist um den vor hundert Jahren in einem kleinen Orte Italiens Verstorbenen, an dessen Existenz Serenissimus und dessen Staatsminister, wenn auch nur indirekt, durch die Laune einer Ballerine und Dank gewisser Daten aus Meyers Konversations-Lexikon, erinnert worden waren. Heute schwelgten der Fürst und sein erster Ratgeber im Hochgenusse des Mäcenatentums.

Wie schön sich dies eigentlich machte. Hoheit dankte im Stillen seiner kleinen Ballerine recht herzlich, denn — schließlich war es doch immerhin eine recht angenehme Abwechselung, einmal

auch als Kunstfreund bejubelt zu werden. Was aber den Kostenpunkt betraf, so bestritt ja einen guten Teil desselben sein allzeit getreues Volk. Man hatte hierfür eine ganz beträchtliche Summe im Landtage ausgeworfen. In der Stadt herrschte seit früher Morgenstunde eine gewisse Aufregung und Feststimmung.

Während sich die Würdenträger im fürstlichen Schlosse durch eine ganz vortreffliche Speiseordnung hindurch aßen, zogen Städter und Zugewanderte in immer mehr und mehr anwachsenden Massen dem Dome zu, dessen schwerste und kostbarste Glocken in dumpfen Accorden zur heiligen Handlung luden.

Als an der Tafel des Regenten der Schaumwein getischt wurde, erhob sich der Universitäts-Rektor und hielt einen schwungvollen Toast auf den Landesherrn.

Seine Magnificenz bot des Mächtigen Tugenden in buntestem Farbenwechsel dar und sagte zum Schlusse:

„Glücklich ein Land, dem es vergönnt ist, einen Herrscher zu besitzen, welcher nicht nur für

seine lebenden Unterthanen sorgt, sondern dem auch noch Zeit wie Mittel übrig bleiben, sich um das Grab eines vor hundert Jahren in der Fremde verstorbenen Landeskindes zu kümmern.

Mit- und Nachwelt wollen gerade daraus wieder ersehen, daß die Regierungsperiode unseres edlen Fürsten eine derart glänzende ist, daß wir mit Recht seine Hoheit nennen: „Friedrich August der Kunstmäcen!“ Seine Hoheit, der stets munificente Förderer alles Großen und Erhabenen, er lebe hoch!“

Schallende Hoch- und Heilrufe erbrausten durch den Saal, indessen nun alle Kirchenglocken in der Stadt zu läuten begannen. — — — —

„Wie viel kostet die heutige Beisetzung,“ fragte ein nächst dem Staatsminister sitzender Hofrat.

Excellenz lächelte etwas, schob aber allsogleich die Stirne in ernste Falten und lispelte:

„Bei fünfzigtausend Thaler. Das Denkmal allein, welches dem Dichter im Dome gesetzt wird, dürfte auf vierzigtausend zu stehen kommen. — —“



Der Hofmarschall gab Sr. Hoheit ein von den Gästen unbemerkt gebliebenes Zeichen.

Die Tafel wurde aufgehoben.

„Auf Wiederschauen im Dome," rief der hohe Herr den ihm zunächst Gesessenen zu und entließ damit alle Geladenen.

Wenige Minuten später waren der Fürst und sein erster Minister allein. Während sich Hoheit noch ein Gläschen Chartreuse vorsetzen ließ, sagte der höchste Herr zur Excellenz:

„Sie, Hönigsfeld, die kleine schwarze Elsbeth ist eigentlich ein Prachtmädel; die hat uns sogar in die Litteraturgeschichte hineingebracht"

* * *

„Du," sagte der Mediziner Carl Scheibenpflug zu seinem Kollegen, dem Fuchsmajor Spund des Corps Welfia, „morgen kann im anatomischen Institute endlich wieder gearbeitet werden. Es ist eine wahre Schande, wie lange man hier auf Material warten muß." Spund, der gerade Colloquium befohlen hatte, stopfte sich unter dem allgemeinen Stimmengewirre, welches

nun folgte, die lange Studentenpfeife, legte sich im hochlehnigen, altdeutschen Stuhle etwas mehr nach rückwärts und schaute befriedigt seinen Freund an.

„Wohl ein Selbstmörder?“

„Nein,“ entgegnete Scheibenpflug, „der arme Archivschreiber aus der Dorotheagasse. Mir hat es um den armen Menschen oft leid gethan, wenn ich ihn so recht traumverloren durch die Straßen gehen sah. Er konnte es nicht mehr leugnen, daß ihm sein Dasein eine Last, nichts als eine Last sei.“

„Ja,“ fügte ein Dritter, welcher das Zwiegespräch mit angehört hatte, hinzu, „so geht es heutzutage. Dem einen errichtete man, obwohl er seit hundert Jahren recht bequem in seinem Grabe lag, eine kostspielige Begräbnisstätte im Dome. Der andere muß sich erst von ungelenken Studentenhänden das R. I. P. in den abgemagerten Körper schneiden lassen, bevor er in die Grube kommt, weil die Mittel fehlen, ihm eine bessere Beerdigung, als die im Massengrabe, zu gewähren. O, Menschenlos! — — —“

Gesteigerte Unruhe, welche auf etwas Außergewöhnliches schließen ließ, bemächtigte sich plötzlich der Anwesenden. Se. Magnificenz, zugleich alter Herr des Corps, betrat den Saal.

„Welchen Orden bekam der Rektor?“ fragte Scheibenpflug.

„Den Friedrichs-Orden I. Klasse,“ lispelte Spund.

„Wofür?“

„Weil er im Namen des Fürsten die Festrede hielt am Grabe des Dichters . . .“ — —

„Ach, wie verdienstvoll!“

Der Senior traf mit dem vor ihm liegenden Corpsschläger dreimal die Kante des Tisches und gebot gleichzeitig ein überall hörbares „Silentium!“

Gerade hatte der immer neugierige Cand. med. Scheibenpflug die Frage stellen wollen: „Was sich denn Seine Hoheit und die schwarze Elsbeth gegenseitig verliehen hätten.“

Die allgemeine Stille schnitt ihm das Wort ab.

Es war gut so. — — — — — — — —





Rudolf Christoph Jenny.

Geboren als Kind Tiroler Eltern am 23. Mai 1858 in Stuhlweißenburg, kam mit sechs Jahren nach Tirol und lebte, nachdem er nach dem Tod seines Vaters vollständig verwaist war, bis zu seinem 14. Lebensjahr in Diensten eines Bauern, besuchte dann das Gymnasium in Bozen, bis er militärpflichtig wurde. Er avancierte zum Leutnant, ließ sich als solcher pensionieren und wandte sich der Bühne zu. Bald aber ging er nach Prag, wo er sich an der Deutschen Universität humanistischen und philosophischen Studien widmete. Gegenwärtig lebt er als Redakteur in Innsbruck.

Erschienene Bücher:

Das Leiden Christi. Dramatisches Gedicht. 1888.

Oswald von Wolkenstein, der beste Minnesänger. Dramatisches Gedicht 1891.

Die Heimkehr. Singspiel. 1892.

Not kennt kein Gebot. Volksstück. 1894.

Die Künstlerkneipe. Drama. 1895.

Fünf Dekorierte. Epos. 1895.







Die Spinne und die Fliege.

Alle wahrhaft vergnügten Leute, ob alt ob jung, ob groß ob klein, ob Kind ob Greis, haben von jeher wahre Geschichten erlogenen vorgezogen, und die, die ich jetzt erzählen werde, ist nicht nur wahr, sondern auch interessant und lehrreich, denn erstens bin ich, als sie sich zutrug, dabeigewesen und kann somit für die Wahrheit einstehen, und zweitens steht sie in ihren knappen Grundzügen in einem englischen Lesebuch für die Jugend, und die Engländer schreiben keine Dummheiten in die Lesebücher ihrer Kinder. Man höre und urteile selber.

„Eine Spinne und eine Fliege saßen eines heißen Mittsommertages unweit von einander

auf einem Fensterkreuz, und hingen ihren Gedanken nach. Die Fliege, seelenvergnügt ob des schönen sonnigen Tages, dachte nämlich an ihre Schönheit, die im Glanze des hellen Sonnenlichtes doppelt zur Geltung kam, und rieb sich dabei schmunzelnd bald die zwei vordersten, bald die zwei hintersten Füße, ganz so, wie etwa ein gemütlicher armer Landpfarrer, wenn's am Kirchweihtag zur reich gedeckten Tafel geht. Die grämliche Spinne hingegen blickte sauertöpfisch und verdrießlich vor sich hin und zerbrach sich schier den Kopf darüber, wie sie es wohl anstellen müsse, um die jungfräuliche süße Fliege in ihr Netz zu locken. Weil ihr aber durchaus nichts Gescheites einfiel und die Fliege bereits Miene machte, den Platz am Fensterkreuz mit dem auf einem vergoldeten Bilderrahmen zu vertauschen, sagte sie ganz plötzlich und unvermittelt, etwa so, wie ein junger Salonlöwe zu einer Tänzerin im Ballsaal: ‚Heute haben wir wieder einmal ein sehr schönes Wetter! Meinen Sie nicht auch, meine schöne Nachbarin?‘ Worauf die Fliege, obwohl sie noch nie auf einem Ball ge-

wesen war und daher nicht wissen konnte, was so ein sprachgewandtes Ballfräulein zu erwidern pflegt, doch eine verblüffend ähnliche Antwort gab, und mit einem Gemisch von Verwunderung und Dankbarkeit, Naivetät und Schnippigkeit ‚Summ summ summ summ?! summ summ summ summ‘ in ihren süßesten Tönen vor sich hinlispelte, und damit war das ärgste Eis zwischen den beiden gebrochen.“

Wenn nun jemand da ist, der glaubt, daß dieses „summ summ summ summ“ nichts zu bedeuten hatte, der irrt sich, denn darin liegt mindestens soviel Sinn, als nach der reichen Erfahrung der Spinne in der Antwort besagter junger Dame: „In der That, mein Herr, das Wetter war heute wieder einmal ausnehmend schön. Es war jetzt überhaupt eine Reihe sehr schöner Tage — (in Wirklichkeit hatte es zwar vierzehn Tage hindurch heruntergeregnet, was es nur konnte) — und Papa meint, daß, wenn nicht alle Anzeichen trügen und der Thermometerstand über Nacht konstant bleibt, wir auch fernerhin noch auf eine Reihe schöner Tage

rechnen dürfen.“ Und der junge Mann war ganz ihrer Meinung, obwohl er vom Baro- und Thermometer nicht viel mehr wußte und verstand, als so mancher Minister von seinem Amtsressort. Kurzum, ich getraue mich zu behaupten, daß in der stets wechselnden, fein abgestuften Tonart des „summ summ summ summ“ der Fliege ungleich mehr liegt, als in dem ganzen öden Wortschwall aller Tänzer und Tänzerinnen miteinander. Ja, ich bin fest überzeugt, daß die Einführung der einfachen Fliegensprache der ganzen Menschheit und insbesondere der modernen Litteratur sehr zu gute käme, denn dann könnten die Menschen nicht wie jetzt nach Belieben „ja ja“ sagen, und „nein nein“ damit meinen, denn sie müßten dann notwendig entweder das eine oder das andere in den Ton des summ summ hineinlegen, und da würde sich das Gehör in kurzer Zeit so verfeinern, daß das Lügen bald zur Unmöglichkeit würde, und was das zur Folge haben müßte, kann sich jeder selbst vorstellen. Dieser bedeutende Reformvorschlag, der, ausgeführt, allem Übel mit einem Schlage ein Ende

machen würde, ist, ohne Ruhm zu melden, von mir nur so im Vorbeigehen ad hoc erfunden worden, und stehe ich diesbezüglich jedermann stets gern zu Diensten.

Um nun weiter in der Erzählung fortzufahren — die Spinne ließ sich durch das wenig ermutigende ‚summ summ summ' durchaus nicht irre machen und abschrecken, sondern fuhr frech, wie sie war, mit der unschuldigsten Miene von der Welt in der Rede fort und sagte: ‚Schöne Königin der Luftbewohner, darf ich Sie vielleicht nach den Anstrengungen Ihrer vogelschnellen Runden durch das Zimmer höflich einladen, hier in dieser von mir erbauten traulichen Nische ein wenig Platz zu nehmen und in einer meiner feinen weichen Hängematten ein wenig auszuruhen, während ich mich bestreben werde, Ihr liebes Ohr durch ein Loblied auf Ihre Schönheit zu ergötzen?' Allein die Fliege, welche von ihrer guten Mutter wohl gehört hatte, daß sich so was nicht schickt und obendrein noch leicht gefährlich werden kann, entgegnete bloß ganz leise und verschämt: ‚Summ summ summ summ,

summsumm; summ summ summ summ?‘ und rückte ein wenig weiter weg, aber nur, um die Spinne aus einer schicklichen Entfernung desto besser betrachten zu können, denn eine solche Frechheit war ihr noch nicht vorgekommen. Was Wunder also, daß sie im ersten Augenblick nicht recht wußte, wie sie sich in diesem völlig unvorhergesehenen Falle zu verhalten habe, und erst darüber nachdenken mußte. Indessen, je länger sie das that, desto verzeihlicher schien ihr die Sache zu sein. Es war wohl richtig, daß die Einladung die Grenzen des Anstandes weit überschritt, allein anderenteils war nicht zu leugnen, daß sie in einem so feinen, höflichen und liebenswürdigen Tone vorgetragen worden war, daß man der vermutlich wenig gebildeten häßlichen Spinne darum gerade noch nicht gram zu werden brauchte, denn ein gebildetes Wesen, und das war die Fliege, mußte der Unbildung manches nachsehen. ‚Wenn sie nur nicht gar so häßlich wäre,‘ dachte die Fliege weiter, ‚aber — war nicht vielleicht gerade dieser Umstand an dem ganzen Vorfalle schuld? Ja, ja, es war so; es

mußte so sein. Die blendende Schönheit hatte die Häßliche einfach verwirrt, so daß sie nicht wußte, was sie that, und, du lieber Gott! das war doch verzeihlich! Ja, ja! kein Zweifel, die Sache war so und nicht anders und versprach, amüsant zu werden, und das durfte man sich nicht entgehen lassen,' und ,summ summ summ summ,' flog die Fliege wieder auf den alten Platz und sah anscheinend so gleichgültig zum Fenster auf die stahlgrüne Alpenflur hinaus, als ob ihr alles ringsum ganz Wurst wäre, und es weit-um keine Spinne gäbe. Diese aber, welche sich anfangs sehr geärgert hatte, daß sie so dumm gewesen war, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen, und alles verloren glaubte, schöpfte wieder neue Hoffnung, denn sie wußte den scheinbar gleichgültigen Gesang der Fliege richtig zu deuten. Eine geborene Meisterin in der Verstellungs-kunst, ging sie auf den Plan der Fliege ein, seufzte ein- um das anderemal in schmerzlicher Bewunderung auf und ließ dann ihren er-heuchelten Gefühlen wie im Selbstgespräch freien Lauf. ,Wie schön ist doch das herrliche Grün

der Alpenfluren, und wie rein die daraufruhende Luft, und wie unglücklich bin ich, daß ich von der Natur so plump und ungeschickt geschaffen wurde, daß ich, an mein staubiges Netz gebannt, still sitzen und einsam spinnen muß mein Leben lang, während die herrliche Fliege schneller als der Vogel in der Luft, gefolgt von einer Schar Verehrer, das Leben in vollen Zügen genießend, mit ihresgleichen den freien, weiten, sonnigen Weltraum durchtaumelt und überall bewundert und angebetet wird ob ihrer herrlich funkelnden blaugrünen Augen!' — ‚Summ summ summ summ!?' murmelte die geschmeichelte Fliege — ‚nicht übel! Aber die Huldigung ist mir nicht mehr neu, denn das haben mir schon Tausende gesagt; es ist mir schon nachgerade langweilig, immer nur meine Augen rühmen zu hören. Also, wenn ich vielleicht zufällig wieder komme — nicht langweilig werden! Denn das vertrag ich nicht,' und ‚summdurudum, dum dum dum' flog sie wieder auf das Bild und stellte sich so gleichgültig als möglich. Innerlich aber hatte sie doch eine schier unbändige Freude und dachte: ‚Schau

schau! Wer hätte der häßlichen Spinne soviel Schönheitssinn zugetraut? Die Sache fängt wirklich an, drollig und amüsant zu werden. Es wäre zu hübsch, wenn das unförmige Wesen dort um den letzten Rest seiner Fassung käme. — Unförmig? Ja, unförmig ist das rechte Wort, denn häßlich, das, was man so häßlich nennt, ist sie nun eigentlich doch wohl nicht; aber unförmig ist sie und drollig — ungemein drollig und verliebt — bis über die Ohren! Da kann man sich schon einen Spaß mit ihr erlauben' und ‚summsurusumm summ summ summ, summsurusu!' — flog sie wieder ans Fenster.

Die Spinne, welche von ihrer Mutter gehört hatte, daß die Fliegen nicht nur eitel, sondern auch außerordentlich genäschig wären, versuchte es nun, auf einem anderen Wege ans Ziel zu gelangen, griff sich wie ein rechter Fresser mit ihren garstigen sechs Füßen auf den dicken grauslichen Bauch und warf unter leichtem Gähnen vor sich hin: ‚Es geht schon stark zu Mittag. Muß einmal nachsehen, ob sich in meiner Speise-

kammer nicht irgendwo ein kleiner Leckerbissen zum Gabelfrühstück verschlossen hat. Wenn mich nicht alles täuscht, muß sich noch irgendwo ein luftgeselchtes, leckeres Schinkerl finden. — Schl— schl—schmitz, schmatz! Das wird schmecken! Darf ich Sie vielleicht einladen, schöne Nachbarin? Zu zweit schmeckt's besser.' — ‚Ja, das glaub' ich!' — entgegnete die Fliege. — ‚Das möcht' Ihnen gerade passen! Halten Sie mich denn wirklich für so dumm, als ich schön bin? Ha! ha! ha! Ich muß wirklich lachen! Und wenn ich so dumm wäre, wie Sie meinen — glauben Sie denn, daß man sich ohne Not mit jedermann zu Tische setzt? Und Not leide ich wahrlich keine, denn dort auf dem Tische steht noch eine Schüssel voll Knödel, welche die beiden Kerls da — damit meinte sie mich und meinen Tischgenossen, einen Engländer — übrig gelassen haben. Und dann — hier streckte sie ihren genäschigen Rüssel weit vor — was könnten Sie mir auch bieten!? Fliegenschinkerl, nicht wahr? Oh, Sie! hahaha! und ‚summ, summsumm, um, um, um, um, nu nu nu, um um', und — weg war sie. Aber

inwendig war sie doch schrecklich neugierig, was die Spinne wohl in ihrer Vorratskammer haben mochte. Geselchte Fliegenschinkerln sicherlich nicht, denn da mußte sie erst eine Fliege fangen können, und dazu war die dort, gar jetzt, wo sie so verliebt war, entschieden zu dumm. Eine so günstige Gelegenheit, die Geheimnisse des grimmigsten Feindes zu erforschen, kam vielleicht nie wieder; die mußte man ausnützen, und ‚summ, semsem, simsim, samsam, summsumm,‘ flog sie zum drittenmale ans Fenster, und setzte sich, um recht gleichgültig zu erscheinen, mit dem Rücken gegen die Spinne an die Wand. Diese nahm nun rasch alle ihre Fangleinen in ihre zusammengekrallten gierigen Klauen und begann, ihre fürchterliche Aufregung meisterhaft beherrschend, im Tone höchsten Entzückens: ‚O, Himmel! Was seh' ich!? welch entzückende Körperformen leuchten durch dein königliches Gewand, die musikalisch erklingenden Flügel! O, hab' Erbarmen, feenreiche Königin der Lüfte und wende dich weg, denn mein armes Auge kann den Glanz der unvergleichlichen Schönheit, den dein schneeweißer Leib mit den diamant-

schwarzen Ringen ausstrahlt, nicht ertragen! Oh! — oh! — ach! — ach! Mir schwindelt vor all dieser blendenden Pracht, die ich Glückselige schaue.'

Als die eitle Fliege dies hörte, begann sie vor Freude an ihrem ganzen Leibe zu zittern wie Espenlaub: denn noch nie hatte ihr jemand gesagt, daß sie einen schönen Leib hätte. Im Gegenteil; alle ihre bisherigen Verehrer wußten dies oder jenes daran auszusetzen, und darum war sie immer bestrebt, ihn so gut als möglich mit den Flügeln zu bedecken. ‚O Fluch!' murmelte sie in den Bart, obwohl sie keinen hatte, ‚Fluch über diese armselige Sennhütte, die nicht einmal einen Spiegel aufzuweisen hat, worin ich mich betrachten und prüfen könnte, ob die Spinne auch wahr gesprochen hat! Doch, wozu ihrem Ausspruch mißtrauen? Hatte sie nicht auch die längst anerkannten Schönheiten auf den ersten Blick herausgefunden und sie mit so feinem, liebenswürdigen Takt gepriesen?! Wie es auch immer sein mochte; eine Höflichkeit ist der anderen wert,' und ‚summ summ,' drehte sie sich um und warf der Spinne einen dankbaren Blick zu. Da —

auf einmal! — wie war ihr denn? — War das zierliche wohlgebaute Ding vor ihr denn wirklich die häßliche Spinne von vorhin? Kein Zweifel, sie war es und doch auch wieder nicht, denn alles an ihr war schön, ja selbst der etwas dicke Bauch machte durch seine angenehme Rundung einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge, gar nicht zu reden von der zierlichen Taille! Aber mehr als ihre körperlichen Vorzüge war ihre Liebenswürdigkeit, und diese Eigenschaft macht alles schön, und schön war sie, die arme verkannte Spinne, so schön, daß die Fliege ihr am liebsten gleich um den Hals gefallen wäre, wenn es ihr die Mutter nicht verboten hätte.

Die Spinne, welche die gewaltige innere Wandlung der Fliege wohl bemerkte, fand jetzt den Zeitpunkt gekommen, eine andere Taktik anzuwenden, und stellte sich, als ob ihr am Besuch der Fliege nicht viel gelegen wäre, suchte aber gleichzeitig durch allerlei Vorspiegelungen ihre Neugierde umsomehr zu erregen. ‚Liebreizendes Wesen,‘ flötete sie mit einem entsagenden Seufzer — ‚verzeihe, daß ich vorhin so unbescheiden war,

dich in mein niedriges Heim zu bitten. Nun ich dich näher kenne, sehe ich ein, daß dies durchaus nicht angeht, so sehr ich es auch deinetwegen bedauern muß.' ‚Wie? wie? bedauern — meinetwegen? Sum, sum, sum?' fragte die Fliege verwundert. ‚Ja, Geliebte, nur deinetwegen,' entgegnete die Spinne — ‚denn so niedrig meine Hütte sonst auch immer sein mag, birgt sie doch einen Schatz, der niemand besser und würdiger dienen könnte als dir, dem Inbegriffe aller Schönheit. Aber reden wir lieber nicht davon.' ‚Ei, ei, ei! das wäre?' frug die Fliege und rückte ein wenig näher. ‚Oh, es ist eigentlich unter diesen Umständen nicht der Rede wert,' meinte die Spinne. ‚Es ist nur ein kleiner, schöner Zauberspiegel, den ich mir durch einen künstlichen Faltenwurf meines zarten Gewebes am Fenster erzielt habe, und du hättest dich allenfalls darin betrachten können. Schade, daß dies nicht möglich ist; denn der Anblick deiner blendenden Schönheit würde deinen Sinn hierfür erst recht geweckt und dir die etwaigen Mängel an deiner Toilette deutlich gezeigt haben.' ‚Sum, sum!? Mängel? — an

mir? — wie? — was? — wo?‘ forschte die erschrockene Fliege. ‚Nun‘ — entgegnete die Spinne möglichst gelassen, ‚nichts von besonderer Bedeutung, wenigstens nichts, was sich mit meiner Hilfe nicht spielend beseitigen ließe. Die eine Masche da am Flügelkleid‘ — fuhr sie wie unbefangen fort — ‚sitzt ein wenig schief, denn auf das Maschenbinden versteh' ich mich wie irgend einer.‘ ‚Schief? — schief? sitzt sie wirklich schief?‘ murmelte die erschrockene Fliege und drehte sich tänzelnd im Kreise, um sich selbst auf den Rücken zu sehen, was ihr aber so wenig gelang, wie dem bekannten Mann, dem der Zopf hinten hing. ‚Ja, ganz schief‘ — gab die Spinne gähnend und gelangweilt zur Antwort — ‚aber das ist nun einmal ohne Spiegel nicht zu ändern,‘ sprach's, legte sich hin, um ein wenig auszuruhen und zu schlafen, denn sie war fürchterlich müde, wie sie sagte, und richtig, ehe man's denken konnte, schnarchte sie und gab der flehentlich bittenden Fliege keine Antwort mehr. Über alle Maßen unglücklich, flog das bedauenswerte, bethörte Wesen im ganzen Raum wie besessen hin und wieder und

versuchte mehrmals im dunklen Winkel hinter dem Ofen zur Ruhe zu kommen, allein vergebens; die brennende Neugier auf die sich jeder Vorstellung entziehenden Wunderwerke der Spinne trieb die Fliege immer wieder in die Nähe des Netzes, und unwirsch und trotzig unterdrückte sie die in der Seele aufsteigenden Ermahnungen ihrer guten Mutter. Wie sie nun so wieder einmal dem Netze näher kam und die Spinne darin, zu einer Kugel zusammengerollt, lauter schnarchte als zuvor, da flog sie erst mit lautem Summen tiefer zurück in die Stube, kehrte dann ganz leise um und guckte, vorsichtig und behutsam das Netz umkreisend, durch die staubigen Falten, um wenigstens so ein Endchen des Wunderwerkes zu schauen. Und wie sie nun so ‚sumsulusum, sum, sum, sum, sum' ganz leise, leise immer näher und näher kam, da stieß sie plötzlich — ds — an einen ganz dünnen Faden und ‚schwups' zog die lauernde Spinne an, und ‚dsdsdsdsdsdsdsds' war die Arme gefangen.

Da gab es kein Entrinnen mehr, denn schon im nächsten Augenblick sprang die Spinne wie

ein blutrünstiger Tiger auf ihr Opfer, saugte sich gierig fest und — ‚ds! ds! ds! — dsdsdsdsds — dsiridi — didi — ididibi — iridibi — dssssssssss — sssss — sss — ss — s — — s — — — s — — — — — — s —‘ war die arme Fliege tot. — Empört über diese Tücke und Hinterlist, beschloß ich das Scheusal zu töten, ergriff einen der übrig gebliebenen, steinharten Knödel und holte damit aus, um das arglistige Tier zu zerschmettern. Allein es erging mir damit nicht besser als anderen Leuten, die bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten damit gedroht, es aber bisher nie ausgeführt haben, wiewohl sie niemand daran gehindert hat, wie es damals bei mir der Fall war. Mein sonst ruhiger Tischgenosse fiel mir nämlich plötzlich in den Arm und sagte in gebrochenem Deutsch: „Uas uollen Sie thun? In das Beibel da ist zu sein gelesen: Er, uelcher fühlt ihn selbst frei von Schuld, uerfe das erste Stein auf es.“ — Da schämte ich mich ein wenig meiner unchristlichen, zornigen Wallung, weil ich meinen zweiten Taufnamen nicht gern umsonst führen möchte und vor dem

Fremden nicht den Anschein erwecken wollte, ich wäre ein Abgeordneter, und reuig ließ ich den erhobenen Knödel fallen, kann aber wahrlich nichts dafür, daß er dem Engländer unglücklicherweise gerade auf die Hühneraugen fiel."

Das ist die Geschichte von der Spinne und der Fliege, und ich wiederhole, daß nicht ein Wort davon erlogen ist. Wer's nicht glaubt, der zahlt einfach ein Sechserl und damit basta. Wer hingegen bloß daran zweifelt, der soll zu mir kommen und mir auf die Nase greifen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Wenn nicht, auch gut! dann zahlt er zwei Sechserln, denn ein Mensch, der eine Sache bezweifelt und zu bequem ist, ihr auf den Grund zu gehen, der verdient unter allen Umständen gestraft zu werden. Wer die Geschichte endlich glaubt und mit Nutzen gelesen hat, der ist mit drei Sechserln wahrlich nicht überhalten. Billiger kann ich's nicht thun, denn die Geschichte kostet mich selber einen Pfiff Enzian und drei in der bewußten Sennhütte auf der Seiseralpe ad hoc verzehrte Knödel. Jedem das seine, heißt ein auf mich sehr schlecht

passendes Sprichwort; so lange ich den geplanten Sechserzug, zu dem mir armen Teufel noch mindestens dreiundzwanzig Pferdefüße fehlen, wenn nicht mehr, nicht habe, kann ich nichts verschenken. Von dem einen Hufnagel, den mir eine im gegenüberliegenden Hause wohnende, grimme Maid vor sieben Jahren in einer lauen Mittsommernacht durchs offene Fenster ins Zimmer geworfen hat, weil ich mich zu laut mit Shakespeare unterhalten, will ich weiter kein Aufhebens machen, denn ich bin kein solcher Prahlhans, der den Leuten nur so mir nichts dir nichts seine Hufnägel unter die Nase reibt.





Ein Weihnachtsmärlein.

Vor vielen, vielen Jahren war einmal ein schwarzer Köhler, welcher weit ab von der Welt und den Menschen ganz allein mitten in einem großen, großen Walde wohnte und jahraus jahrein neben seinen zwei großen mitternachtschwarzen Kohlenmeilern saß und Kohlen brannte. Wenn nicht manchmal Händler mit Fuhrwerken gekommen wären, um Kohlen zu kaufen und abzuholen, dann würde er wohl nicht mehr gewußt haben, wie die Menschen aussehen, denn er hatte keinen Spiegel, worin er sich hätte betrachten können. — Es lag ihm auch gar nicht viel an den Menschen, denn was er von ihnen sah, ge=

fiel ihm nicht sonderlich, und darum fertigte er sie kurz ab und hörte lieber, neben seinen rauchenden Kohlenmeilern sitzend, den Vögeln des Waldes zu, die ihm in allerlei Tonarten und Weisen vorsangen, was ihre kleine gefiederte Brust in Lust und Leid bewegte. — Als er nun wieder einmal eines Tages so da saß, die aufgehende Lenzsonne die grünen Wipfel der Bäume goldig verbrämte, und die Singvögel ihm so viel vom seligen Glück der jungen Liebe vorsangen, indes sie weiche Halme für ihre Nester zusammentrugen, da überkam ihn ein unerklärliches Verlangen nach etwas, dem er keinen Namen zu geben vermochte, und da merkte er zum erstenmal in seinem Leben, daß er völlig allein war. Aber gerade in diesem Augenblick war er es nicht mehr ganz, denn hinter ihm schlich die Sehnsucht, eine schattenhafte Gestalt mit träumerischen, schwermütigen Augen vorbei, legte ihm die schmalen weißen Hände wie segnend auf das Haupt und zog sich dann wie erschrocken wieder schleunig in den dunklen Wald zurück, als ihre schöne Zwillingsschwester, die Liebe, auf sonnigem, tau=

frischem Pfad einhergezogen kam, gleich einem Morgensonnenstrahl, der flüchtig über die Fluren huscht, die verschlafenen Blütenkelche wachzuküssen. Sie schritt geradewegs auf den seufzenden Köhler zu, bis sie dicht vor ihm stand und ihn also ansprach: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich mich befinde, und wohin ich mich wenden soll, um dem Leid zu entgehen, das mir überallhin folgt?“ Der Köhler, der ihr Kommen nicht bemerkt hatte, fuhr beim süßen Klang ihrer weichen Stimme erschrocken auf und blickte dem lenzjungen Wesen geradeswegs in die hellen, blauen Äugelein, und es gefiel ihm gleich beim ersten Blick so über alle Maßen, daß er kein Wort hervorbrachte und über und über so rot wurde, daß der Ruß auf seinen Wangen beinahe nicht mehr zu sehen war. Selbst die beiden Kohlenmeiler schämten sich ein wenig, daß sie gar so schwarz waren, was aber, genau genommen, für Kohlenmeiler eigentlich gar keine Schande war — und sie bemühten sich recht freundlich drein zu schauen, und richtig lagen bald helle Glanzlichter auf ihren dicken, schwarzen Wangen, und obenhinaus

wirbelte ein schneeweißer Rauch lustig zum blauen Himmel hinauf, so daß dem Köhler vor lauter Verwunderung schier die Augen übergingen. Als nun die armselige Hütte dies alles mit ansah, da wollte sie sich auch nicht lumpen lassen, schmiegte sich schleunigst kokett und neckisch an den Wald und hüllte sich anmutig in den Saum seines weiten grünen Mantels, und es war nicht anders, als ob die Hütte plötzlich zum Märchenheim des Glückes geworden wäre, und sie wurde es auch, denn der schwarze Köhler und die schneeweiße Liebe traten ein und hielten Hochzeit. Da freuten sich die Waldvögelein, die den Köhler gut leiden mochten, über alle Maßen und stimmten einen so hellen Jubelgesang an, daß sogar die beiden Kohlenmeiler ganz lustig wurden und auf ihren zwei plumpen Beinen einen so drolligen Tanz aufführten, daß es zum Lachen war, und alle Bäume, welche die Hütte rings umstanden und durch die Dachritzen ins Innere sehen konnten, sich schmunzelnd ihre langen, graugrünen Bärte strichen, als ob sie auch was davon verstanden hätten, und sie konnten doch

nichts verstehen, da sie doch bloß Bäume waren und blieben, mochten sie auch noch so ehrwürdige, lange Bärte haben, wie manche Menschen. Das ging so den ganzen Lenz, Sommer und Herbst über fort, bis es Winter und endlich gar Weihnachten wurde. Da holte sich der Köhler einen jungen Tannenbaum aus dem Wald und putzte ihn auf, während die Liebe, die ein klein wenig unwohl war, im Bette lag und auf die Hoffnung wartete, die ihr für diesen Tag einen Besuch versprochen hatte. Und richtig, als der Christbaum im hellen Kerzenlichte erglänzte, da kam sie auch und brachte den Köhlersleuten ein ganz kleines, winziges Mädchen. Weil sie aber die Stubenthüre nicht ganz zugemacht hatte, schlüpfte völlig unvermerkt eine langmächtige, hagere Gestalt in einem kohlrabenschwarzen, faltenreichen Gewand herein, schlich, den dürren Arm weit vorgestreckt, bis ans Bettende und fuhr der jungen Mutter heimtückisch über die schmerzmüden Augen, daß sie tot war. Da schrie der arme Köhler jählings in wilder Verzweiflung auf und warf sich schluchzend über die Leiche,



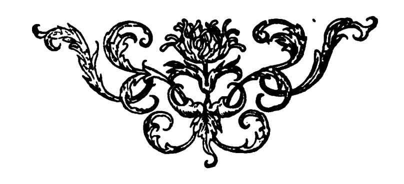
daß es ein Jammer war, es mit anzusehen; denn selbst der Tod, der doch sonst kein Mitleid kennt, fuhr sich, als ob er hätte weinen wollen, über seine leeren Augenhöhlen. Weil er aber nicht weinen konnte, wandte er sich sachte zur Thür, um sich beschämt hinwegzuschleichen, allein da fiel ihm plötzlich ein, daß er von altersher verpflichtet war, dem jüngsten Kind im Haus, das er betrat, allwann der Tannenbaum im Kerzenlicht erstrahlte, ein kostbares Geschenk zu machen. Des eingedenk drehte er sich um, und rief dem neugeborenen Kinde zu, er wolle es aus ganz besonderer Gunst im Augenblick von dieser Erde nehmen, wenn es die äußerste Grenze des Glückes erreicht haben werde, und damit verschwand er.

Einige Tage nachher, als der Köhler, der nun wieder bettelarm war, keine Thränen mehr im Kopfe hatte, grub er seine Liebe in die gefrorene Erde, und das war so jammervoll anzusehen, daß die Vögelein erschrocken davon flogen und die beiden Kohlenmeiler vor Trauer einen pechschwarzen Rauch ausstießen und sich ganz

damit einhüllten; selbst die wetterhärtesten Bäume weinten um die Wette, daß ihnen die glänzenden Thränen in ihren langen Bärten zu Eis erstarrten. — Das winzige Mädchen aber zappelte so lustig in der Wiege, als ob gar nichts geschehen wäre, und wuchs auf und gedieh prächtig und der Vater nannte es das Glück, was so viel heißen sollte als: Erinnerung an die Liebe. Es sah seiner Mutter so ähnlich, wie ein Ei dem andern, nur hatte es nicht blaue, sondern schwarze Augen, und das kam wahrscheinlich daher, daß es immer auf die beiden schwarzen Kohlenmeiler sah. Als es nun groß war und so eines Tages mir nichts dir nichts durch den weiten, schattigen Wald daherschritt, traf es zufällig einen jungen Jägersmann, der fast so aussah wie der Vater und doch auch wieder nicht, und da freute es sich ganz unbändig und ging mit ihm, und die Vögel in den Zweigen kicherten vor Freude so vielstimmig, daß die Sonne ganz neugierig wurde und sich alle erdenkliche Mühe gab, etwas zu erspähen. Allein die buschigen Kronen der Bäume schmiegten sich aneinander, daß die Sonne nirgends

durchzublicken vermochte, und dabei schmunzelten und rauschten sie so geheimnisvoll, daß niemand außer ihnen etwas vom süßen Geschwätz der beiden Leutchen hören konnte. Unbekümmert um die ganze weite Welt gingen sie immer tiefer und tiefer in den Wald, und weil sie endlich ein wenig müde waren, lagerten sie sich ins weiche Moos und küßten und kosten sich, daß die Baumgipfel ganz rot wurden und die Sonne vor Ärger, daß sie gar nichts sehen konnte, schmollend unterging. Das war eben das Unglück für die beiden süßen Thoren, denn nun kam die Nacht herauf und warf sachte einen dunklen Schleier über das Land, daß es finster wurde, und die beiden Leutchen nicht sehen konnten, wie eine düstere, hagere Gestalt näher und näher schlich, bis sie dicht bei den innig umschlungenen Liebenden stand und wie einst der Mutter so jetzt dem jungen Glück sachte über die Augen fuhr, daß es einschlief und nimmer erwachte. Und just im selben Augenblick brachen die beiden Kohlenmeiler voll Erbarmen über dem armen, verlassenen Köhler zusammen und begruben ihn

gnädig mit ihrem schwarzen Schutt. Und bis zum heutigen Tage kann man noch irgendwo in einem Walde, inmitten einer grünen Hutweide, zwei ausgebrannte, schwarze Flecken sehen, die wie zwei leere Augenhöhlen voll Grauen zum blauen Himmel emporstarren, und das ist die Stelle, wo der schwarze Köhler und seine schneeweiße Liebe lustwandelten, starben und ruhen, bis die Posaunen der Engel sie am jüngsten Tage zu ewigem Leben erwecken. —





Franz Kranewitter.

Geboren am 17. Dezember 1862 zu Nassereuth, besuchte das Gymnasium, studierte germanistische Fächer an der Universität zu Innsbruck und lebt dortselbst als Schriftsteller.

Erschienene Bücher:

Lyrische Fresken. Gedichte. 1888.

Kulturkampf. Epische Dichtung. 1890.





„Um Haus und Hof"

Volksstück in 4 Aufzügen

von

Franz Kranewitter.

Den Bühnen gegenüber Manuskript.



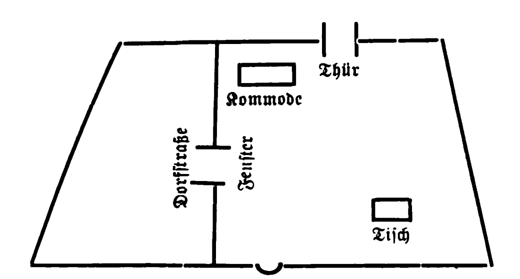
Personen.

Der Klotznbauer.
Hies, } dessen Söhne.
Franz, }
Der Lotter.
Die Lotter Lena.
Kathl, ihre Freundin.
Der Zaggler.
Anna, seine Schwiegertochter.
Maria, seine Ziehtochter.
Dr. Gramperle, ein Winkeladvokat.
Der Pfarrer.
Der Vorsteher.
Die Ursch.
Spitalleute.
Haberer.

Ort der Handlung: Ein Dorf in Tirol.
Zeit: Gegenwart.
Zwischen dem ersten und zweiten, dem zweiten und dritten Aufzuge liegt ein Zeitraum von mehreren Monaten.



Erster Aufzug.



Die Bühne ist abgeteilt. — Der kleinere Teil bildet eine Dorfgasse, der größere eine einfach eingerichtete Stube im Armenhause. — Rechts seitlich ein Fenster auf die Straße. — Im Hintergrunde eine Thüre, daneben eine Kommode. Links im Vordergrunde ein Tisch.

1. Auftritt.

Lotter, Lena.

Lotter. (Mit einem Vogelkäfig beschäftigt.) Schwesterl!

Lena. (Sitzt strickend am Tisch.) Was giebt's?

Lotter. Schwesterl, nit wahr der Durst ist

ein Üb'l, ein hart's Üb'l — schon der reiche Prasser hat's g'sagt — und schau i hab heut Durst, so ein malefizischen, teufelsmäßigen Durst. I sag' dir, rein nimmer zum Aushalt'n, g'rad als ob i die leibhaftige Höll im Hals hätt'.

Lena. Hast keine Aug'n? Dort steht's Wasser.

Lotter. Buh! Red nit vom Wasser, so was kalt's, mir giebt's schon einen ordentlichen Beutler, wenn i nur dran denk.

Lena. Andres hab' i nix. Dann ist dir nit z' helf'n.

Lotter. Nit z' helf'n sagst, nit z' helf'n! Es ist z' helf'n und das leicht, aber man sieht, daß du so zu sag'n kein Mensch bist, kein G'schmack hast, sonst müßt 's dir einfall'n. Schnaps (schnalzt mit der Zunge) das ist was, das brennt und kühlt z'gleicher Zeit. Schwesterl, wenn mi gern hast giebst mir ein paar Sechser auf ein Glas Schnaps. (Da Lena keine Antwort giebt.) Hörst nit? Ein paar Sechser sollst mir geb'n!

Lena. Daß du wider zum Vieh wirst, daß mi sekirn kannst. Na. Pfui!

Lotter. Also Pfui. Meinetwegen sag's no zehnmal, spuck a no aus dazu. Heiß mi Lump, Spitzbua, sag was magst, aber gieb mir ein paar Sechser! (Da er ohne Antwort bleibt.) Zum Teuf'l, so red do, i hab dir's schon einmal g'sagt. Sprich i denn zur Luft!

Lena. I hab nix. Laß mi in Ruh.

Lotter. Du hast nix. Aber so z'lüg'n. Hast nit erst gestern drei Guld'n eing'nommen vom Zopferbaur'n für die Strümpf? I hab's ja g'seh'n.

Lena. So und die wagst z'verlangen!

Lotter. I wag's.

Lena. Die soll i dir geb'n zum verlump'n!

Lotter. Sollst mir geb'n zum verlump'n.

Lena. I sollt mi plag'n für dein Nichtnutzigkeit, — da müßt i ein Es'l sein.

Lotter. Eselin Lena, Eselin sagt man, du bist weiblich.

Lena. Laß deine schlecht'n Witz. Ist's nit g'nug, daß du von mir ißt, daß du di von einem Weibsbild erhalt'n läßt. Ein Kerl mit dreißig Jahr'n. G'sund und frisch. A Schand ist's, a

Schand, nix z'arbeit'n, Jahr aus und Jahr ein. Dem Herrgott den Tag abz'stehl'n!

Lotter. A Schand! Bleib mir mit dem z'Haus, das greift nit an bei mir. I hab sie g'rad g'nug kennt in der Stadt drinn, die ihr Lebtag nix than hab'n als g'faulenzt und weißt, wie sie g'lebt hab'n? Fein hab'n 's g'lebt und gut, wie der Herrgott in Frankreich. Und g'rad die Höchst'n und Nob'lst'n sind's g'wes'n und den hätt' i kennen mög'n, der nit hätt' den Hut abzog'n vor ihnen.

Lena. Aber Geld hab'ns jedenfalls g'habt, Geld. Wo hast du's? Du hast kein's und mußt arbeit'n!

Lotter. Arbeit'n, i mit mein Fuß.

Lena. Ha, ha, ha!

Lotter. Warum lachst?

Lena. Weil mir g'fallst. — Wie du dies sagst! „Mit mein Fuß!“ Der reine Lazarus. Schad', daß mir nit erbarmst. Hör: Dein Fuß ist schon lang gut. Dir fehlt kein Haar. Du bist so g'sund und g'rad wie i.

Lotter. Und wenn, was geht's di an.

Lena. So, daß du mir die sauer verdienten Grosch'n wegnimmst und den Armen 's Almosen wegstiehlst, geht mi das vielleicht nix an?

Lotter. Na, mit dem hör mir auf; Die Armen, die werd'n di am meist'n kränk'n. Du bist so viel gut. Übrigens was thätst mit dein Geld! Kleider kauf'n? Hast sie g'nug. Quartier zahl'n? Braucht's nit! Also was sonst? Deinem Kerl anhängen, der di do sitz'n läßt. Und die Bauern, (mit Verachtung) die soll'n nur arbeit'n und sich schind'n für die Steu'rn und den Peters-pfennig, wenn's so dumm sind.

Lena. G'rad no ein Wort sagst vom Hies!

Lotter. Na, na nur nit gleich hitzig. I war ja eigentlich einmal a so ein Vieh und hab g'schanzt von früh bis spät und hab g'meint, weiß Gott was i thu. Die Kamerad'n im Verein, wo i g'wes'n bin, hab'n mir tausendmal g'sagt: Aber, Lotter, sei nit so dumm und schind di für'n Geldsack, er wirft di do weg, wenn's aus ist mit deiner Kraft. Nit g'laubt hab i's und hab sie ausg'lacht. Aber wie i herunter g'fall'n bin von G'rüst und wie mein Fuß broch'n ist, zweimal,

und wie mi dann der Baumeister, als i wieder heraus war aus dem Spital, vor die Thür g'setzt hat wie ein räudig'n Hund, und mir g'sagt hat, er hätt' no Straf' zahl'n müss'n für mi und daß er mi nimmer brauch'n könnt mit broch'nem Fuß, da ist mir ein Licht aufgangen, ein Licht.

Lena. Raar's muß es kein's g'wes'n sein, weil's dir eini g'leuchtet hat ins Zuchthaus!

Lotter. Oho, nur immer fein b'scheid'n. So hoch bin i no nit g'stieg'n 's erst'mal. Wie g'sagt, kein Arbeit hab i kriegt und der Winter vor der Thür. Da ist mir der Herrgott eing'fall'n. Geh, hab i mir denkt, versuch's einmal mit dem. Was hat's mir g'nützt? Rauch bin i g'word'n im Hals vom viel'n Schnattern und Hunger hab i kriegt. Na und da hab i mir halt selbst g'nommen, was i braucht hab. — Und sie hab'n mi packt. Da hätt'st den Schandkerl seh'n soll'n, den sie g'macht hab'n aus mir. — Seit der Zeit hab i g'schwor'n, nix mehr z'thun, und du weißt, i hab's g'halt'n und es geht recht gut.

Lena. Man sieht's. Kein ganz'n Fetz'n am

Leib, von ob'n bis unt'n. Die halbe Zeit betrunk'n. A ganzer, wahrhaftiger Lump.

Lotter. Mit dem Ton hörst auf, der wird mir bald z'fad. Wie weit hast denn du's bracht, wenn man frag'n darf. Bis zu ner — — — Na i mag's nit sag'n, du weißt schon selbst.

Lena. Aus meiner Stube. Augenblicklich aus meiner Stube. Niederträchtiger Mensch!

Lotter. Hab i's troff'n?

Lena. Willst geh'n!

Lotter. Kommt er vielleicht ang'rückt? Bin i enk im Weg? Brauchst mir ja nur die paar Sechser z'geb'n. I hab ein Einsicht. (Horcht.) Na was ist denn da los. (Läuft ans Fenster. Man hört wildes Gejohle, untermischt mit den Tönen aus Bockshörnern, Gießkannen u.s.w.) Die kommen scheint's gar zu uns.

Lena. Was dir nit einfällt.

Lotter. 's ist richtig. Das gilt dir.

Lena. Mir? Was gilt mir? Warum soll's mir gelt'n, Herrgott, sie soll'n sich untersteh'n!

Lotter. Da wird man die frag'n. Und wie viele! Jetzt sind sie da.

Lena. So geh do weg. (Zieht ihn vom Fenster

weg. Neuer Lärm vor dem Hause, dann ruft eine Stimme: Ist Kaiser Rothbart hier?

Rothbart. Hier!

Stimme. Der Herzog von Sachsen?

Herzog von Sachsen. Hier!

Stimme. Von Schwaben?

Herzog von Schwaben. Hier!

Stimme. Von Bayern.

Herzog von Bayern. Hier!

Stimme. Der Kaiser Rothbart hat das Wort.

Rothbart. Wir Kaiser Rothbart fordern kraft unserer Würde, die Lotter Lena auf, uns zu antworten. Ist die Lotter Lena zu Hause?

Lotter. Hörst, ob z'Haus bist woll'n's wiss'n, gieb Antwort.

Lena. Was glaub'n sie denn, i sei so dumm, da können's wart'n.

Lotter. Du thust's nit?

Lena. Nein.

Lotter. (Läuft zum Fenster.) So muß halt i 's thun.

Lena. Untersteh di!

Lotter. Sie ist schon da.

Lena. Das sollst mir büß'n!

Lotter. Du hast schon lang g'redt vom Schämen, jetzt sollst a was hab'n.

Rothbart. Wenn sie hier ist, fordern wir sie auf, vor den versammelten Großen des Reiches, Herzogen und Grafen zu erscheinen.

Lotter. Was b'sinnst di no lang. Hast nit g'hört. Hinunter geh'n sollst. Jetzt kommt die Gratulation. Mach schnell.

Lena. I hinunter geh'n? I sollt mi b'schimpf'n lass'n, was dir nit einfällt. Für die Hack'n giebt's no ein Stiel. Es giebt ein Stiel. Aug'nblicklich läuffst zu den Gendarmen.

Lotter. Meinst, das werd i bleib'n lass'n.

Lena. So geh i.

Lotter. Geh nur zu, 's wird sie freu'n!

Rothbart. Zum zweitenmal: Die Lotter Lena soll erscheinen. (Neues Lärmen der Bockshörner.)

Lotter. So mach doch! Sie ruf'n schon 's zweitemal.

Lena. Meinetweg'n no zehnmal. I geh nit. Nit um die Welt.

Lotter. So werd'ns di hol'n.

Lena. Was hol'n? Wer wird mi hol'n. Sie soll'n 's probier'n. Sie soll'n mi anrühr'n. Herrgott, die Schand. Giebt's denn kein Mitt'l.

2. Auftritt.

Lotter, Lena, zwei Vermummte.

(Zwei Vermummte dringen in das Zimmer.)

Lotter. Siehst, hab i 's nit g'sagt. Da sind sie schon.

Erster Vermummter. Die ist's.

Zweiter Vermummter. Willst freiwillig geh'n?

Lena. Was untersteht ihr euch da herauf z' kommen? Was habt ihr für ein Recht. Was hab i enk than?

Erster Vermummter. Pack sie.

Lena. Werdet ihr geh'n. Probiert 's nur. Der erste der mir in die Näh' kommt, hat meine Näg'l im G'sicht.

Zweiter Vermummter. Katze!

Lotter. (Springt von hinten auf Lena zu und wirft sie ihnen in die Arme.) Na Lenerl, gut'n Appetitt, jetzt kannst a einmal brat'n.

Lena. Das ist G'walt. I protestier. No giebt's ein G'richt. Geg'n ein Weibsbild. (Die Vermummten ziehen sie hinaus. Lotter eilt ans Fenster.)

3. Auftritt.

Lotter.

Lotter. Geht's nit bald los. (Auf der Straße neuer Lärm.)

Rothbart. Der Herzog von Sachsen hat das Wort.

Herzog von Sachsen.

A klein verliebt's Paarl,
A Hahn und a Henn,
Was gebt's mir, ihr Graf'n,
Wenn i sie enk nenn.
Sie geh'n leicht zehn Jahr schon
Mit 'n heirat'n um,
Vor lauter lang Wart'n
Sind d' Füß ihnen krumm.

Die Lena wird tscherket
Und triefet dazue
Und schreit sich fast heiser:
„Wann nimmst mi denn, Bua?!“

Lotter. Die können's, das ist gut, Bravo, Bravo!

Herzog von Bayern.

I nahm di schon Lena
War so raar nit das Geld,
So weit zwei Flöh springen,
So groß ist mein Feld.

Herzog von Sachsen.

O lieber Bua, steif und hoch
Trag i mein Gnack,
Denn was i hab, macht gr'ad
Zum Bettlen an Sack.

Ist der nur recht tief und weit,
Kann's uns nit fehl'n,
Können wir alle Nacht
D' Brodbrock'n zähl'n.

Lotter. (Greift an die Stirne.) Teuf'l no mal, 's Beste hätt' i bald vergess'n. (Geht vom Fenster weg und untersucht alle Rocktaschen in den herumhängenden Kleidern Lenas.)

Herzog von Sachsen. (Unterdessen singt fort.)

An Karr'n, an neuen,
Verschafft uns die Gmoan,

Blau g'ringelt, rot g'malen
Und fein nit zu kloan.

I zieh bei der Stangen,
Du schiebst hinten drein,
Und unter 'ner Staud'n
Soll's Brautbett'l sein.

Lotter. Nirgends z' find'n. Na zum Kuckuck, wo hat sie denn d' Schlüss'l. (Fährt sich an die Stirne.) Narr was such i denn lang. (Geht vor die Thür.)

Herzog von Bayern.

O Lena, o Lena,
War alles recht fein.
Thät nur auf dein Kopf nit
A Kohl'feuer sein.

Bist a wunderfein's Diandl,
Hast a lammfrommes Bluat,
Do wenn di wer kitzelt
Dem steh i nit guat.

Lotter. (Erscheint wieder und beginnt mit einer Axt Lenas Kommode zu erbrechen.)

Herzog von Bayern.

I dank für dei Freundschaft,
Sie ist schon recht groß,
Und mein, du gingst g'scheider
Auf's Sterzinger Moos.

Chor. Und mein, du gingst g'scheider auf's Sterzinger Moos. (Neuer Lärm der Bockshörner.)

Lotter. (Hat die Kommode erbrochen. Da er anfangs das Geld nicht finden kann, wirft er die Wäsche heraus. Endlich erblickt er die Brieftasche. Er beginnt das Geld herauszunehmen.)

4. Auftritt.

Lena. (Erscheint und wirft sich bebend vor Zorn und Aufregung auf einen Stuhl. Wie sie dann das Beginnen des Bruders bemerkt.) Dieb, gemeiner, niederträchtiger Dieb!

Lotter. Oho!

Lena. Mein Geld, auf der Stell' mein Geld her, oder bei Gott i zeig di an. Ohne Barmherzigkeit an!

Lotter. Nur nit so aufg'regt. Hab'ns di erzürnt! Grad fein war's nit, was sie dir anthan — das muß i sag'n. Du die brave, sittsame, ehrgeizige Lena, die halbe Muttergottes,

muß so was anhör'n. Du hör, dein G'sichtl hätt' i seh'n mög'n.

Lena. Willst 's herthun. (Tritt drohend auf ihn zu.) Zuchthäusler!

Lotter. (Ausweichend.) Da schau dir's an. Funk'l nag'l neu. Denk dir, 60 Glasl'n Schnaps. Du die Katz'nmusik lob i. (Springt auf die Thür zu und öffnet sie, Lena will ihm nach, erblickt aber an der Thür die Ursch und ihre Begleitung.)

Lotter. (Von der Ferne.) B'hüt di Gott Schwester!

Lena. Na was ist das!

5. Auftritt.

Lena, Ursch, Seppl, Gretl und andere Spitalleute.

Ursch. Geht's nur eini Leutlen, alle eini. Brauchts enk nix z' fürcht'n. Her da Seppl und Gretl. Red'n thu schon i, red'n.

Lena. Was habt's da z'such'en. Ursch, was soll's?

Ursch. Ja, seit wenn kennst du wieder mein Nam'? Hat's g'schmeckt, hat's g'schmeckt du stolze, hochnasige Dirn. Gelt, das war ein Süpp'l, das

man dir einbrockt. Gut g'schmalz'n. Hi. Wie mi dös freut. Ganz unbändig freut's mi. Der Herrgott is a Mannl, der giebt no was auf d' alt Ursch und ihr Bet'n. Jetzt wird's wohl aus sein mit dein Gethue!

Lena. Ursch, jetzt frag i di aber, was i than hab, dir und den Andern.

Ursch. Than, was du uns than hast, sagst no; hast nit alleweil besser sein woll'n, als wir. Hast nit hochnasig abi g'schaut auf uns. Bist uns nit ausg'wich'n als wie der Pest. Ist das Nichts. Hab i recht?

Spitalleute. Recht hast. G'rad so ist's. Red nur und sag's ihr.

Lena. Und hat i nit Recht, wenn i alles than hab, was ihr sagt, soll i mi no entschuldig'n vor enk. No in der Sterbstund thät's mi reu'n. G'sind'l mit dem i nit red'n mag, das meint, weil i a da bin im Armenhaus, i sei wie sie.

Ursch. Also G'sind'l, hört ihr's, i und ihr ein G'sind'l, mit dem sie nit red'n mag. Sie ist no alleweil nit bekehrt, no alleweil stolz und hochnasig. Ja gelt, wie no ein Fratz warst, mit

'n Rotz unter der Nas'n, da war die Ursch gut g'nug, aufz'füttern den Balg. Hast halt do den Zucker g'schleckt, den sie bett'lt hat, die alte, gute Ursch. Ja, ja, Art läßt nit von Art. War ganz die gleiche dein Mutter. Alleweil oben aus. Selbst da no, als dein Vater g'storb'n und ihr die G'meind hat's Freiquartier geb'n aus Erbarmen mit den zwei Würmern, die sie g'habt hat.

Lena. Was sagst! Willst mein Mutter in Ruh lass'n, auf der Stell in Ruh, alter Drach!

Ursch. Ja was hab i denn g'sagt! Hab i etwas g'sagt was ein Unrecht wär. Die alte Ursch thut niemand was z'leid — nein niemand. Dazu ist sie viel z'gut die alt' Ursch.

Spitalleute. Laß dir nix drein red'n. Wir leid'n's nit!

Lena. Wer leidet's nit? — Was wollt ihr nit leid'n — ihr — die i veracht, so, so tief wie ein schäbig'n Hund!

Ursch. Da habt ihr's wieder.

6. Auftritt.

Die Vorigen, Hies.

Hies. Herrgott, was giebt's denn da wieder. Ist denn heut der Teuf'l loskommen in der Höll. Was wollt's, was habt's mit der Lena?

Ursch. Da ist der Liebste also a, der Klotz'n=bua. Glabst i fürcht mir. Jetzt kann's wieder losgeh'n mit 'n Liebel'n und Buss'n. Macht nur brav fort. Mi freut's. Und wenn's kommt und man's hinauf tragt zur Kirch'n, Klotz'nbua, dann hat die Ursch ihr'n schönst'n Tag im Leb'n. Sie spart schon alleweil auf's Taufg'schenk.

Sepp. I geb mein Bett'lsack.

Gretl. Und i mein Schnapsbudl zu 'ner Saugflasch'n. (Gelächter.)

Hies. Schandmaul, alt's, jetzt werd' i dir zeig'n, wo der Zimmermann hat's Loch g'macht. Hinaus!

Ursch. So grob brauchst nit z'sein mit die alt'n Leut. Ja, ja die Welt wird alleweil schlechter. Leutlen mir geh'n. B'hüt Gott. (Ab.)

7. Auftritt.

Hies, Lena.

Hies. Ich hätt' gute Lust und ging der alt'n Krax'n an den Krag'n.

Lena. Und so was muß i über mi ergeh'n lass'n. — Muß i mir sag'n lass'n von dem G'sind'l. Weit ist's kommen. Und die Schand, die sie mir anthan hab'n zuvor. Herrgott!

Hies. Lena! (Nähert sich ihr um sie zu trösten.)

Lena. Weg von mir. — A du bist falsch geg'n mi — falsch wie die andern, sonst thätst 's nit leid'n.

Hies. Was red'st daher! Hab i denn davon g'wußt, nur 's Mindeste g'wußt. Der Herrgott soll mi straf'n und augenblicklich soll i umfall'n. Laß sie red'n, Lena. Du bist do mein, der ganz'n G'meind zum Trotz, mein!

Lena. I bin dein. Ja zum abküss'n und abschmutz'n, I dank für die Ehr'. Mit dem ist's jetzt aus. Farb bekennen sollst. Entweder so oder so. In dem Haus bleib i nimmer — nit um alles in der Welt. Die reine Höll. Der

stiehlt mir's Geld, die andern mach'n mir Katz'n-musik und sag'n mir Schand und Spott ins G'sicht. Bin i denn a Zuchthäuslerin?

Hies. Sei vernünftig Lena und nimm dir's nit so z'Herz'n, was die dummen Leut thun. Schau Lena, du bist do mein Einzig's auf der Welt. Auf mi kannst di verlass'n.

Lena. Kann i mi — ist das g'wiß. I glaub's nit. Du hast kein Ernst — es kann dir nit Ernst sein, denn sonst — Herrgott wenn i ein Mann wär.

Hies. Aber i schwör.

Lena. Schwör zu. Schwör, wie oft du willst. I glab's do nit. I glab niemand mehr auf der Welt. Wenn dir ernst wär, gingst zu deinem Vater.

Hies. So plag mi do nit immer mit dem Gleich'n. Du weißt's ja so gut wie i, i hab than was i könnt hab. I hab g'redt, i hab bettelt, glaub mir Lena, stundenlang. Was hat's g'nützt. Er will einmal nix wiss'n vom Übergeb'n. Wir müss'n wart'n, 's bleibt uns nix übrig.

Lena. Wart'n und wieder wart'n und alle-

weil wart'n. Wie lang no? Bis der Alte einmal abfährt, bis der andre Bruder heimkommt und uns den Biss'n vom Mund schnappt. Wart'n bis wir alt sind. Und das sagst du mir. Ist das dein ganzer Trost. Kannst nit einmal mehr lüg'n!

Hies. Aber um's Himmelswill'n, was soll i denn. I sieh kein Ausweg. I kann nit anders.

Lena. Kannst nit anders. Du kannst nit anders. I sag dir, wo Barthlemä Most holt. Weil's dir am Will'n fehlt — am fest'n ernsthaft'n Will'n. Weil mi zum Best'n hast.

Hies. Zum Teuf'l, Lena, das ist nit wahr. Du thust mir Unrecht, sowahr i leb.

Lena. Du hast's freilich leicht — du hast kein solch'n Bruder z'Haus. Du brauchst nit z'hör'n, was sie mir anthun auf Schritt und Tritt. Weit vom Schuß ist sicher vor'm Treff'n. Aber hör, Hies. Es ist etwas in mir, das schreit auf bäumt sich und steigt mir siedend heiß ins G'sicht. So war i leb, wenn mi sitz'n läß'st, wenn i nit Bäurin werd auf'n Klotz'hof, i bring di um und mi.

Hies. Lena, das ist ja zum fürcht'n — Solche Wort. — Zum Teufl wer kommt da schon wieder.

8. Auftritt.

Lena, Hies, Kathl.

Kathl. I hab g'seh'n, du hast no Licht. Da bin i g'schwind aufi g'sprung'n. I hab dir was sag'n woll'n. (Mit einem Blicke auf Hies.) Aber —

Hies. Vor mir brauchst di nit z'genier'n.

Lena. Red nur zu.

Kathl. I hab dir sag'n woll'n, mit uns'rer Freundschaft hat's ein End. Mir ist's leid Aber der Vater leidet's nit. Weißt schon wie er ist. Er hat g'sagt —

Hies. So sag's!

Kathl. Er hat g'sagt, ein Mädl, dem man Katz'nmusik g'macht hab — —

Lena. I will dir draufhelf'n. Sei z'schlecht zu deiner Freundin. Nit wahr, so hat er g'sagt.

Kathl. Ja und zum Kranzaufsetz'n am Fronleichnam ....

Lena. Kann i mir um ein andre schau'n. Hast's g'hört, Hies?

Hies. Ist's wahr, Kathl?

Kathl. Du wirst mir's nit nachtrag'n. Man muß halt, a wenn's geg'n sein Will'n ist — damit die Kirch im Dorf bleibt.

Lena. Natürlich! Selbstverständlich muß man. Geh nur ruhig heim und sei sicher, mit kein Blick werd i di mehr beleidig'n. I hab di nie kennt. 's wär zu arg: Die Grusch'n-Kathl und eine, der man Katz'nmusik g'macht hat. Daß Gott erbarm. Was müßt'n sich die Leut denk'n. Die Lotter Lena, die ein Liebhaber hat, off'n und frei, gar am hellicht'n Tag, ind es erzu euch kommt bei Nacht, bei Sturm und Wind wie ein Dieb. Die Schlechtigkeit. Natürlich i muß g'steinigt werd'n, weil i off'n und ehrlich bin, aber ihr, die ihr kein Haar besser seid als i, aber heuchelt und scheinheilig thut, ihr bekommt den Kranz für Tugend und Sittlichkeit. Lach'n könnt i, lach'n, hell auflach'n, wenn's mir nit gar z'wehthät.

Kathl. Aber Lena, sei do nit so zornig — i kann ja garnichts dafür.

Lena. Und du kennst no mein Nam', magst

no red'n mit einer solch'n **Person** — **das** ist z'viel! Das kann i gar nimmer annehmen!

Kathl. Heut bist aber g'spasig.

Lena. Bin i, bin i's wirklich?

9. Auftritt.

Lena, Hies, Kathl, der Vorsteher.

Hies. Ah der Vorsteher!

Vorsteher. I hab mit enk z'red'n. A, Kathl.

Kathl. I bin schon fertig. (Geht zur Thüre.)

Vorsteher. Grüß mir den Vater.

Kathl. Dank, werd's ausricht'n. (Ab.)

Vorsteher. Gut, daß i enk triff. Alle zwei. Werd's enk denk'n, warum i da bin.

Hies. Nit daß i wüßt — Vorsteher!

Vorsteher. Du a nit, Lena? (Da diese ohne Antwort bleibt.) Dann muß halt i's enk sag'n. Kurz und gut, mit euer Liebschaft hat's ein End. Und das auf der Stell'.

Hies. Da muß i do no frag'n: Warum? Sind wir nit freie Leut?

Vorsteher. Freie Leut'! Das soll wohl soviel heiß'n als geht di nix an.

Hies. Nimm's wie du willst.

Vorsteher. So habt's Sieg'l und Brief drauf, daß i nix drein z'red'n hab. I enker Vorsteher. Kurz und gut i leid's nit und was i nit leid, leid i nit und leid's ganze Dorf nit. Das habt's heut g'seh'n. Verstand'n!

Lena. Und warum leid'st 's nit, wenn man's wag'n darf z'frag'n?

Vorsteher. Warum nit? Justament nit, könnt i sag'n und es müßt enk g'nug sein. Aber damit ihr's wißt. Ihr gebt Ärgernis in der G'meind. Zehn Jahr Bekanntschaft. Keine Aussicht. Ein Todsünd um die andre. Was soll das heiß'n!

Hies. Darum scher nur du di nit. Dafür ist wohl der Herrgott da.

Vorsteher. Bin i nit sein Obrigkeit? Mir muß gefolgt werd'n. Sag mir, wenn was heraus-kommt, wenn's ein Kind giebt, wer blecht dann? Der Herrgott, da bin i da und die G'meind.

Lena. Vorsteher, wer sagt dir denn, daß was herauskommt, herauskommen kann. Wer sagt dir, daß was Unrecht's vorg'falln ist zwischen uns, daß nur ein böses Wort g'redt wird. Mir

scheint, du nimmst Maß von Deine Schuh. Aber merk, soweit hat's no nit g'schnie'n, daß i di frag'n muß, ob i wen lieb'n darf oder nit.

Vorsteher. Du willst aufdreh'n — du, die im Armenhaus hockt auf G'meindkost'n. Mit dir bin i bald fertig. Hör nur das eine: Wenn dein Bub'n nit aufgiebst, nit gleich aufgiebst, fliegst du und dein Bruder. Für solche Leut' ist kein Platz nit, — nit da und nit in der G'meind.

Hies. Zum Teuf'l, was kannst uns schlecht's nachsag'n, mir und der Lena?

Vorsteher. Was? Ja was? Daß sie nix ist und nix hat. Ist das nit g'nug? Du bist kein Kerl. Wenn i ein Bursch wär wie du, so ein Mädl thät i nit anschau'n, und wenn grad sonst keine mehr wär auf der Welt.

Lena. So du scheinheiliger Sünder, du thätst keine anschau'n. Jetzt muß i dir's do einmal sag'n. War meine Mutter vielleicht reicher als i, und bist's nit du g'west, der ihr überall nachg'setzt ist auf Weg und Steg, der ihr selbst in der Kirch'n keine Ruh' g'lass'n hat mit seiner Schlechtigkeit, der viele hundert Nächt unter ihrem

Fenster g'stand'n ist und sich fast z' Tod bettelt hat um ein Einlaß. Bist's nit du g'wes'n, der sie hat überfall'n woll'n drauß'n im Wald. Leugn's!

Vorsteher. So ein Lugenmaul ein gemeines. Aber wart, das sollst mir büß'n. No bin i Herr im Dorf. (Ab.)

Lena. Geh nur zu und thue was du willst. Du Charaktermam du. Jetzt wird g'heiratet.

10. Auftritt.

Lena, Hies.

Hies. Aber Lena, bedenkst nit.

Lena. Weil's mi schon giftig macht, weil i weiß, warum sie das alles thun. Weil i mi nit hergieb zum Schmierfetz'n für die Bursch'n, weil i z' stolz bin und ihr Wispern nit hör in der Dunk'lheit.

Hies. Du hast ja Recht, aber ...

Lena. Was aber?

Hies. Er wird dich hinauswerf'n.

Lena. Hinauswerf'n! Da ist no die Frag,

ob i 's dazu kommen laß. Jetzt bin i fest. Es wird g'heiratet.

Hies. G'heiratet? Mein Gott, du erbarmst mich. I seh ja ein, daß es so nimmer geh'n kann — aber!

Lena. Nun?

Hies. Ja siehst Lena, da liegt der Has' im Pfeffer. Wie i schon g'sagt hab, der Vater will nit übergeb'n. Was soll i anfangen, was soll i mach'n. I sieh kein Mitt'l.

Lena. Aber i sieh ein's, das über alles hinhilft, das z'letzt no jed'n überbleibt, die G'walt!

Hies. G'walt geg'n den Vater!

Lena. Bist a no so dumm.

Hies. Wenn i nur könnt.

Lena. Aber geg'n mi kannst's sein. Kannst all'n Schimpf und Spott anseh'n, den man mir anthut — Aber natürlich, i bin Luft!

Hies. Lena, mir fällt was ein. Wir heirat'n und zieh'n in die Stadt, dort verdien' i unser täglich's Brot, ehrlich und rechtschaff'n. I will arbeit'n.

Lena. So, und damit glaubst du, bin i z'=

fried'n. Meinst i hab mi deswegʼn herumzieh'n lass'n durch zehn Jahr, um no tiefer hinein z' g'rat'n in die Not, — um ein Taglöhnersweib z' werd'n!

Hies. Aber Lena, bist du stolz!

Lena. Das bin i und will's, daß es a du bist. (Zieht den Strumpf höher über ihr wohlgeformtes Bein.) Hies!

Hies. O Lena, wie bist du schön.

Lena. Geh jetzt fort, Hies, es ist Zeit zum Schlaf'n.

Hies. Jetzt soll i geh'n, jetzt.

Lena. Es ist besser.

Hies. Nit um alles in der Welt. Laß mi.

Lena. Und das alles könnt dein sein.

Hies. O nur einmal bei dir sein, eine Stund bei dir sein, di ganz hab'n. Lena, Weib! I muß di hab'n, kost's, was es will.

Lena. Tapper!

Hies. Sag was verlangst, damit i's verdienen kann.

Lena. Willst's thun, Hies?

Hies. O Lena, liebe Lena!

Lena. Und 's vierte Gebot?

Hies. Meinetweg'n in d' Höll, wenn's mit dir ist.

Lena. Du lieber, herziger Bua! (Küßt ihn.) Aber wenn d' falsch bist. Es ist doch besser, du gehst.

Hies. I bin nit falsch Lena, na. Um das? I bitt' di verlang. Soll i 's Haus anzünd'n?

Lena. So schwör.

Hies. I schwör.

Lena. Bei deiner Seligkeit!

Hies. Bei meiner Seligkeit!

(Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Wohnzimmer bei Klotz, ländlich einfach ausgestattet mit zwei Thüren. Die eine, im Hintergrunde, führt ins Freie, die andre links — vom Zuschauerraum aus gesehen — in ein Nebenzimmer. In der rechten hinteren Stubenecke steht ein Kachelofen, und daneben eine Stiege, die zu der über dem Wohnraum gelegenen Kammer führt. Vorne links befindet sich ein blaugestrichener Tisch.

1. Auftritt.

Hies, Lena, Gramperle.

Gramperle. Pünktlich bin i, nit wahr?

Hies. Und die Sach ist so richtig?

Lena. Man kann sich drauf verlass'n?

Gramperle. Wie i enk sag. Das muß i versteh'n. Dafür nehmt's mi her. Nit der Tupf'n auf'm i darf enk fehl'n. Wer hat dem Klaus sein verzwicktes Testament g'schrieb'n? —

I — Wer hat dem Lipp sein Kauf aufg'setzt? I — und wer hat dem Jaggl sein Prozeß g'wonnen? I bin's g'west, i — drum hab'n's mi aber a so aufg'schrieb'n die Großkopfet'n drinnen beim Landg'richt. Freunderl, i mach sie studier'n. Ja, ja, der Gramperle ist fein ein Ärger. Da ist's aus mit'n Nichtsthun. Für was steck'n 's a 's Geld ein. Der G'richtsschörg hat mir's erst neulich wieder anvertraut bei ein Glas Schnaps, das i ihm zahlt hab — Mir sein nämlich gar dicke Freund i und der G'richtsschörg — wie sich der Richter fein nimmer auskennt hat mit meiner Satzschrift. Teufl no einmal eini, der Adjunkt hat'n müss'n helf'n und der Schreiber hätt' bei ein Haar a no müss'n dabei sein. Dafür hätt' er mi halt alleweil gern weg der G'richtsherr — i bin ihm viel z' fein. Von den Advokat'n gar nimmer z' red'n, denn da ist's nix als der Brotneid.

Hies. Ist's nachher ein Testament, was du g'macht hast?

Gramperle. Ein Testament, ein Testament. Aber Freunderl bist g'scheid, für was haltst mi

denn. Da siehst wohl leicht, daß du nix verstehst von ein G'setz. Was nützt dir ein Testament. Rein für die Katz. Ein Ding, das man alle Tag anders mach'n kann, grad wie's ein einfallt. Aber ein Kauf, Manndl, ein Kauf, der quittiert ist.

Lena. Was sagst, ein Kauf, der quittiert ist.

Gramperle. Die Pfiff muß man hab'n beim G'setz, die Pfiff, das ist alles, und da bin i z' Haus.

Hies. I versteh' di no immer nit.

Gramperle. Glaub's, glaub's. Aber gleich wird's enk klar, wenn i 's vorlies. Horcht's! (Entfaltet ein Papier und liest:) Ich der endesgefertigte Klotznbauer vom Schildhof, übergebe hiemit bei gesunden Sinnen und vollkommenen Verstand am heutigen Tage meinem zweitgeborenen Sohne Matthias meinen Hof, samt Vieh und Fahrniss'n, beweglichen und unbeweglichen, um den Kaufpreis von 1800 Gulden, wofür ich ihm mit diesem dankend quittiere.

Schildhof, am 18. Juni 1898.

Josef Klotz.

Lena. Gramperle ein Kerl bist, die Sach hat Hand und Fuß.

Gramperle. Gelt's da reißt's die Aug'n auf. Gelt's dös ist g'macht, fein g'macht. Das bringt kein Advokat mehr um, selbst der Leutfresser z' Innsbruck nit, und wenn er grad d'ran studieret Tag und Nacht.

Hies. Braucht's also nix weiter's.

Gramperle. Wie i enk sag, die Zeug'n sind unterschrieb'n, der Stemp'l ist d'rauf, nur der Name des Alt'n fehlt no. Und dann fein gleich zum Steu'ramt.

Hies. I frag nit lang, was i schuldig bin, die Sach' ist gut, da hast 80 Kreuzer.

Gramperle. Ein Guld'n hätt' i wohl verdient, ihr wüßt's schon, die Pfiff.

Lena. G'nug ist's, Gramperle. Mach jetzt daß fortkommst.

Gramperle. Ein paar Kartoff'l könnt's mir schon no geb'n.

Hies. Wenn's gut ausgeht sollst sie hab'n.

Gramperle. I sieh di morg'n nach der Frühmeß.

—

Lena. Geh hint'n durch den Stadl. 's braucht niemand z'wiss'n daß du bei uns warst. 's Maul halt'n.

Gramperle. Der Gramperle! Wie's Grab.

Lena. Komm, i zeig dir den Weg. (Ab.)

2. Auftritt.

Hies.

Hies. (Nachdem er noch einmal den Kaufvertrag durchgelesen.) Gut g'setzt, sehr gut g'setzt, das muß man ihm lass'n, dem Gramperle, das versteht er, aber wenn's am End nur nit do schief abläuft mit der G'schicht. Der Vater wird nicht herauswoll'n mit der Unterschrift, so viel ist g'wiß. Was nachher. G'macht muß die Sach' werd'n, und das gleich. Für's erste hab i's der Lena versproch'n, und für's zweite — wenn nur das nit g'wes'n wär — setzt uns der Teuf'l sein Ei in die Wirtschaft. Die Lena kommt in's G'red und dann ist's vorbei. (Sieht die Uhr.) Drei viert'l auf zwei und der Alte no immer nit da! Das dauert fein lang.

scheint, du nimmst Maß von Deine Schuh. Aber merk, soweit hat's no nit g'schnie'n, daß i di frag'n muß, ob i wen lieb'n darf oder nit.

Vorsteher. Du willst aufdreh'n — du, die im Armenhaus hockt auf G'meindkost'n. Mit dir bin i bald fertig. Hör nur das eine: Wenn dein Bub'n nit aufgiebst, nit gleich aufgiebst, fliegst du und dein Bruder. Für solche Leut' ist kein Platz nit, — nit da und nit in der G'meind.

Hies. Zum Teuf'l, was kannst uns schlecht's nachsag'n, mir und der Lena?

Vorsteher. Was? Ja was? Daß sie nix ist und nix hat. Ist das nit g'nug? Du bist kein Kerl. Wenn i ein Bursch wär wie du, so ein Mädl thät i nit anschau'n, und wenn grad sonst keine mehr wär auf der Welt.

Lena. So du scheinheiliger Sünder, du thätst keine anschau'n. Jetzt muß i dir's do einmal sag'n. War meine Mutter vielleicht reicher als i, und bist's nit du g'west, der ihr überall nach-g'setzt ist auf Weg und Steg, der ihr selbst in der Kirch'n keine Ruh' g'lass'n hat mit seiner Schlechtigkeit, der viele hundert Nächt unter ihrem

Fenster g'stand'n ist und sich fast z' Tod bettelt hat um ein Einlaß. Bist's nit du g'wes'n, der sie hat überfall'n woll'n drauß'n im Wald. Leugn's!

Vorsteher. So ein Lugenmaul ein gemeines. Aber wart, das sollst mir büß'n. No bin i Herr im Dorf. (Ab.)

Lena. Geh nur zu und thue was du willst. Du Charaktermam du. Jetzt wird g'heiratet.

10. Auftritt.

Lena, Hies.

Hies. Aber Lena, bedenkst nit.

Lena. Weil's mi schon giftig macht, weil i weiß, warum sie das alles thun. Weil i mi nit hergieb zum Schmierfetz'n für die Bursch'n, weil i z' stolz bin und ihr Wispern nit hör in der Dunk'lheit.

Hies. Du hast ja Recht, aber ...

Lena. Was aber?

Hies. Er wird dich hinauswerf'n.

Lena. Hinauswerf'n! Da ist no die Frag,

Baggler. Nein, einmal! Alle Tag, alle Stund. Kein ruhig'n Aug'nblick' darf i hab'n, nit bei Tag und bei Nacht. Das ist ein Kreutz, ein wahr's Elend ist's, Nachbar. Ja, ja, i weiß womit's umgeh'n. Mir soll's Licht ausblas'n werd'n, je eher, desto besser. 's wär freilich 's beste a für mi, für so ein alt's Mensch, aber man kann halt nit sterb'n, a wenn man 's möcht.

Klotz. Seppl, so red'n und no nit einmal siebzig. Schau, i laß 's Sterb'n auf z'letzt, mir fällt der Tod nit einmal im Schlaf ein. Kein drandenk'n, na, kein's!

Baggler. Du hast's leicht, aber i. Nichts ist ihnen recht, was i thue, nit wenn i geh, und nit wenn i steh! Selbst 's Brot hab'n's mir versteckt. Alter Fresser heißt's, den ganz'n Tag hast nie g'nug. Und am Tisch mit ihnen ess'n, wie d' Knecht und die Mägd, das darf i schon lang nimmer. In der Kuchl wird mir ang'richt. Die Kinder grauset'n sich ja. O, was ist das für ein Leb'n, für ein elend's Leb'n. Erschlag'n sollt man die alt'n Leut, rein erschlag'n.

Klotz. Jetzt bist aber still mit deine Red'n,

Seppl, sonst bringst mi a no auseinand. I hab ja g'wiß a herzlich's Mitleid mit dir, aber am End, verzeih mir's, Seppl, daß i 's sag', bist selbst an all'n Schuld. Hätt'st halt 's Heft nit soll'n aus der Hand lass'n, hätt'st nit übergeb'n soll'n.

Baggler. Ja siehst 's Herz ist schuld, 's Herz, und das hat mir der Herrgott geb'n. Mir hat er halt z'viel erbarmt mein Bua, gar z'viel. Vierzig Jahr ist er schon alt g'west, und ein acht Jahr hat er schon Bekanntschaft g'habt mit der Anna, und da hat's mi g'schmerzt, wie i g'seh'n hab, wie er sich immer's Wasser hat abg'wischt vom Aug', wenn der Pfarrer ein um den andern aufbot'n hat von seinen Kamerad'n. Und weil er mi oft so eig'n anschaut hat, als wollt er sag'n, du bist mir im Weg, und weil i g'seh'n hab, wie andre ihre Eltern in den Bod'n hinein wünsch'n wenn's ihnen 's heirat'n verwehr'n, und weil i das nit g'wollt hab, und weil's mir schön than hab'n und's Himm'lreich versproch'n — siehst Nachbar, so hab i halt übergeb'n.

Kloß. Und hast jetzt den Lohn dafür. Herz

hin, Herz her, verwünsch'n **hin, verwünsch'n** her, die Wünsch **geh'n nit** an. So was giebt's bei **mir** nit. Nit in alle Ewigkeit. I bin i und bleib — i. Solang der alte Kloz no lebt, und zum Sterb'n schaut er just nit aus, wird nit übergeb'n, b'halt er's Heft in den Händ'n. Um so was sollt einer von meine Bub'n mi wag'n anz'red'n. Meine Arm sein no stark und Haslinger wachsen g'nug. I hab's Zeug und b'halt's Zeug so lang i leb. Und so hätt'st 's a mach'n soll'n, aber du mit deiner Aff'nlieb . . .

Zaggler. Reg di nit auf, Nachbar, thu di nur nit aufreg'n. 's wird all's recht sein, was sagst, aber i hab's gut g'meint, g'wiß gut.

Kloz. G'meint! Was nützt's Meinen.

5. Auftritt.

Kloz, Zaggler, Anna.

Anna. A, da bist also, na i hab a feine Nas'n und riech wo d' Maus im Loch hockt. Wirst uns wieder brav ausg'läut hab'n, kann mir's denk'n. Aber, wart i will dir's lehr'n, andre Leut, di den ganz'n Tag arbeit'n und sich

plag'n **und nit** auf der faul'n Haut lieg'n wie du, durch die Hech'l z' **zieh'n.** Nehmst g'scheider ein Gebetbuch zur Hand, über die vier letz'n Ding', den Tod und die Höll'.

Klotz. Schämst di nit, Nachbarin, so z' red'n mit ein alt'n Mann, pfui!

Anna. So und ihr hackt mir's Holz, treibt's Vieh auf die Schwemm und tragt's mir's Wasser in die Küch' zum Wasch'n. Haltet ihm nur brav die Stang'! Ein kindisch g'word'ner Tattl ist's, der am liebst'n nichts thut und die Brock'n wegstiehlt den Kindern und's Haus in's Ung'schier bringt. Aber no giebt's ein Mitt'l. In's Armenhaus laß i ihn steck'n und Ihr könnt blech'n dafür, wenn's schon so mitleidig seid's. Er hat kein Pfennig mehr.

Baggler. Sei still, Anna, sei still und sag's z' Haus, wo's niemand hört.

Anna. Gelt, weil deine Schandthat'n nit gern hörst.

Klotz. Pfui Teuf'l Seppl, so rühr di do, sonst muß i.

Anna. So, Ihr hetzt ihn a no auf, den alt'n

Sünder, der nichts mehr nütz ist, statt ihm zu=z'red'n.

Klotz. Ist nit all's von ihm, was ihr habt, sitzt's nit auf sein Zeug und du sagst, er sei nichts nutz. A himm'lschreiende Sünd ist's, a Sünd. Herrgott Seppl!

Anna. O ho! Geht's enk vielleicht was an!

Klotz. Da bin i z' Haus und i leid's nit.

Zaggler. Laß sie nur. Laß sie. 's wird mir schon so auferlegt sein. 's wird schon ein Strafl sein für meine Sünd'n.

Anna. Ein Straf für deine Sünd'n, der erste g'scheite Gedank'n, den hast. Gut ist's, wenn's einsiehst. Aber jetzt scherst di heim.

Zaggler. Mein Gott i geh' ja, i geh. Nur a bißl langsam.

6. Auftritt.

Klotz, Zaggler, Anna, Marie.

Marie. Wohin, Vater? Da bleibst. Verzeiht's Nachbar, daß i g'rad so hereinlauf zu Euch, aber i kann mi nimmer halt'n, mir dreht's s' Herz um. (Zu Anna.) I hab di schrei'n g'hört bis hinunter zur Straß. Schamst di nit so z' red'n

zu dem alt'n Mann, so z' thun mit einem, der deines Mannes Vater ist und a dein Vater. Dir wird's nit gut geh'n auf der Welt, wenn no ein Gott im Himm'l ist und sein Gebot etwas gilt.

Anna. Du willst di drein misch'n. Heuchlerin, was kümmert's di? di, die i nit aussteh'n kann mit ihrem G'schmeichl und Gethue.

Marie. Du bist mir z' schlecht, daß i dir Antwort gieb, aber du Vater, du gehst jetzt mit mir: wenn deine Kinder di verstoß'n, bin no i da, dein Ziehtochter. Du hast mi aufg'nommen von der Straß, hast mi lernen lass'n und hast mi aufzog'n in Ehr und Gottesfurcht. Dies kann i dir nie vergess'n, mein Leb'n lang nit. I hab zwar wenig, aber das Wenige ist dein. Und dann, Vaterle, g'hört dir wenigstens mein Herz und das ganz.

Baggler. O Marie die Freud, was thust du dem alt'n Mann. Kann i's annehmen? Darf i's annehmen.

Marie. I bitt di drum Vaterle, recht herzlich bitt i di drum.

Baggler. Das ist z'viel, schon z'viel. Aber i dank dir, i dank dir tausendmal und der Herrgott im Himm'l wird dir's extra no vergelt'n.

Anna. Glaubst vielleicht, mir spielst ein Poss'n, na! Nimm ihn nur und koch ihm brav auf und du geh' zu. Aber das könnt's enk merk'n, zu mir in's Haus nimmer, 's Bettl'n hat sich aufg'hört. Und Ihr, Nachbar, gebt Acht, vielleicht legt enk der Teufl a no ein Ei in die Wirtschaft. (Ab.)

Marie. Komm jetzt, Vaterl, komm.

Klotz. Brav bist, Madl, hast a Mitleid. Halt'n alt'n Mann in Ehr'n und i sag dir, es wird dir gut geh'n auf der Welt.

Baggler. Die Freud, Nachbar, die Freud. (Zu Marie.) Gelt mir bleib'n jetzt z'am.

Marie. Und no recht viele Jahrl'n hoff i. (Beide ab.)

7. Auftritt.

Klotz.

(Sieht ihnen durch das Fenster nach.)

Ja, ja so lang die Welt steht, bleibt's wahr; Übergeb'n, nimmer leb'n.

8. Auftritt.

Kloß, Hies, Lena.

(Lena und Hies treten unbemerkt vom Kloßnbauer, der noch immer am Fenster steht, aus dem Nebenzimmer.)

Hies. Vater!

Lena. Grüaß Gott, Kloßnbaur!

Kloß. Die Lotterische? Was giebt's?

Lena. Na grad so verächtlich brauchst nit z'thun. — Aber gleichviel. Wirst dich wundern, daß i einmal zusprich bei dir. Ein selt'ner Vog'l, nit wahr.

Kloß. Aus b'sonderer Freundschaft wirst nit herkommen sein. Was willst?

Lena. I bin kein Freund von viele Wort, kurz und gut: I und dein Sohn woll'n heirat'n und da möcht i di bitt'n, uns dein Gütl z' übergeb'n. (Der Kloßnbaur dreht ihr den Rücken.) Was i sag'n will, brauchst nit extra stolz z' sein auf mein Bitt'n, denn wenn i's thue, g'schieht's nit dir z' lieb, sondern dein Sohn.

Hies. Lena, was red'st daher!

Lena. Laß mi. Ja Kloßnbaur, 's Gütl

möcht'n wir hab'n, es ist schon richtig so — und wenn mit mein Vorschlag einverstand'n bist, soll's dir an nichts fehl'n. Bekommst dein ordentlich's Ess'n und Trink'n und ein gut's Bett, grad so wie früher.

Kloẕ. So, i bekomm mein ordentlich's Ess'n und Trink'n und a gut's Bett no dazue. Schau, schau, wie gütig. Abdank'n soll i, rein abdank'n wie der Zaggler Sepp. Da müßt i also z'letzt no die Schlüss'l zur Geldlad von dir hol'n, wenn i mir etwa einmal ein Pfeifl Taback kauf'n möcht, müßt i um's Glasl bitt'n zu ein Kerscheler. Nit hantig, nit hantig. Und das g'schieht mir in mein Haus, und das wagst du mir z' sag'n, die Lotter Lena, die nix ist und nix hat. Ja, wo bist denn du eigentlich daheim, wenn man frag'n darf. Ein herg'lauf'nes Mensch bist, deren Mutter die G'meind um Gott'swill'n aufg'nommen, ein Weibsbild, das i für mein Leb'n nit leid'n kann, und du, du wagst's, dem Klotznbaur Kost und Quartier anz'trag'n wie ein reisend'n Handwerksbursch. Kreutzdividomine no einmal, gleich scherst di aus mein Haus, das no mein Haus ist, dort

hat der Zimmermann 's Loch g'macht. Verstehst mi, Bettlmensch!

Lena. Bettlmensch! Sag's no einmal, Klotznbaur, die Red vertrag i nit. I bin zu dir kommen in freundlicher und ordentlicher Absicht, hab sprech'n woll'n wie sich's g'hört zu einem Vater und hab g'meint du habst ein Einsicht. Aber wie i g'merkt hab, wie mi achtest, wie i g'seh'n hab, wie mir den Rück'n kehrst und wie du meiner Mutter no kein Ruh laßst im Grab, da ist's ausg'west in mir. Magst's g'wohnt sein von andern, aber 's Bettl'n kann i nit, i könnt's nit und thät's nit, und wenn du der Herrgott im Himm'l wärst.

Hies. Lena!

Lena. Jetzt bin i einmal im Konzept und sag was i will, und grad zum Trutz zieh i hier ein als Bäurin und der Tag und die Stund wird di no reu'n, Klotznbaur!

Klotz. Wart!

Hies. Aber i bitt di, sei do still. Wer wird denn mit dem Vater auf die Weis' red'n, du hast mir doch versproch'n.

Lena. Was versproch'n. Glaubst i bin a so eine wie du, der seine G'liebte beschimpf'n läßt und kein Finger rührt. I sag dir: Wenn deine Vater das Bettlmensch nit aug'blicklich z'rück= nimmt, ist's aus mit uns, und das für immer.

Hies. Vater, nimm's z'rück!

Kloß. I z'rücknehmen, der Klotznbaur etwas z'rücknehmen, dös wird nit sein so lang no die Sonn' aufgeht und die Stern am Himm'l sind. Aber ins Spinnhaus laß i enk steck'n, ins Spinn= haus, di und dein Mensch, du Weiberknecht. Glabst —

Hies. Halt, Vater, sonst giebt's ein Unglück! (Bezwingt sich.) Schau, Vater, i bitt' di, übergieb. I bitt' di herzlich, übergieb. Der Franz ist ver= scholl'n und i bin ja a nimmer jung, schon tief in die dreißig. Zeit ist's daß i heirat, wenn no ein Erb soll kommen auf'n Hof. Du wirst's nit schlecht hab'n bei uns, g'wiß nit schlecht. Wir woll'n di heb'n und pfleg'n so gut daß es geht. Komm Lena, bitt' a du den Vater, bitt ihn recht herzlich, er hat ja kein Herz von Stein.

Kloß. Nit in meine Näh'. I hab's dir schon

oft g'sagt. I will nit und mag nit. 's nützt all's nix.

Hies. Du mußt, Vater, du mußt. I hab dir was anz'vertrau'n, i kann mi nimmer halt'n und wenn mich erschlägst, Vater. Die Lena ist unglücklich durch mich, i muß sie heirat'n.

Klotz. So, daher blast der Wind. Die Schand thust mir a no an, Ung'rat'ner, und das soll i gut mach'n! Weil der Herr Bub in seiner Zärtlichkeit z'weit gangen ist, soll i den Hof übergeb'n, soll i den Bangger füttern und dein Hur!

Lena. Herrgott im Himm'l, Klotznbaur, was sagst, i a Hur. Hies, Hies, hast kein Tropf'n Bluat in dir!

Hies. Das leid i nit, Vater!

Klotz. Leid'st 's nit? Willst di gar an mir vergreif'n? Wag's Ung'ratner!

Hies. Übergiebst, Vater, oder übergiebst nit?

Klotz. Da hast's Übergeb'n. (Trifft Hies mit der Hand am Kopfe.)

Hies. So. (Stürzt auf den Alten los.) Jetzt ist's aus, jetzt ist's aus. Der Schuldbrief in mein

Herz'n ist z'riss'n, du hast mi g'schlag'n. Mann geg'n Mann. Dort liegt die Schrift. Unterschreib'. (Faßt ihn und zieht ihn gegen den Tisch hin.)

Klotz. O! Sei verflucht bis in's dritt und vierte Glied!

Lena. Willst unterschreib'n?

Klotz. (Auf einmal ganz gebrochen.) Laß mi los, i unterschreib. Kein Schritt mehr weiter. Bis dahin hab i mein Vater zog'n. Herr im Himm'l du bist g'recht.

9. Auftritt.

Klotz, Lena, Hies, Lotter.

Lotter. Das habt's gut g'macht. Na, i gratulier dem Herrn Schwager zum Hof. I weiß, es wird enk Freud mach'n, wenn i mi künftig a bei enk einquatier.

Lena. Satan!

(Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Die Scenerie ist genau dieselbe wie im vorigen Aufzuge.

1. Auftritt.

Lena, Hies.

Man hört lange Zeit nichts als das Tosen des Windes und das Schnurren eines Spinnrades.

Hies. (Sitzt auf der Ofenbank.) Ist die Höll heut los, a so ein Wetter. Der Erdbod'n bebt, als hätt' er's Fieber. Der Uhu und die Hausunk schreit, und's Vieh giebt kein Ruh im Stall: Und horch, der Wind tost drauß'n im Kamin und reißt die Bretter weg vom Dach. Heut giebt's ein Unglück no. Mach jetzt die Läd'n zu und wirf vom g'weiht'n Kraut in den Kamin.

Lena. A Nacht zum Grauf'n.

Hies. Der Mond so rot wie Blut.

Lena. (Die die Balken schließt.) Und Wolk'n jag'n

hin und her, zerriss'n sein sie und wie alte Hadern grau und fahl.

Hies. Mi friert. Mach schnell. Ein Grau'n und ein Angst hab i in mir und ein Entsetz'n, weiß selber nit warum. Wär do die Nacht vorbei.

Lena. 's macht 's Wetter deine Nerv'n wild. Der Barometer.

Hies. Was anders ist's. I kann nit sag'n was. Mi hat's schon plagt den ganz'n Tag. Der Traum der letzt'n Nacht. Ganz blutig bin i g'west!

Lena. Einbildung ist's, was soll's sonst sein. Tunk dir in Essig dort das Tuch und geh zu Bett. Die Ruh —

Hies. Sei still. Mir ist's, als hätt' i Schritt g'hört vor dem Haus.

Lena. Was fällt dir ein, kein Mensch geht aus in solcher Nacht.

Hies. Hab's deutlich gehört! Horch, da, hast's jetzt nit g'spürt.

Lena. Was wird's dann sein. Ein Hund, die Äst im Baum.

Hies. Es war ein Mensch. Ganz g'wiß.

Lena. Ein Mensch! Geh Hies, du träumst im Wach'n.

Hies. Wenn i dir's sag. Da. (Man schlägt an die Fensterläden.)

Lena. Wer wird's sein!

Hies. Zünd die Latern' an, daß i sieh. (Erneutes Klopfen.) Was giebt's. Was ist no los?

Stimme. Sitzt's auf den Ohr'n. Mach endlich auf und laß mi ein. So 'n Hundewetter. Mir dringt der Wind durch alle Por'n. I bin's, der Franz.

Lena. Wer?

Hies. Der da! Steh'n die Tot'n auf! Jetzt hilf der Himm'l. (Geht hinaus um zu öffnen.)

Lena. Der Franz. Die Angst. — Jetzt gilt's. Jetzt Kopf in die Höh.

2. Auftritt.

Hies, Lena, Franz.

Franz. Gottlob und Dank, nun bin i endlich da mit heiler Haut. Das war ein Weg. Grüaß Gott! Gieb mir dein Hand do, Bruder Hies Du zitterst ja!

Hies. Der Wind.

Franz. Bist alt word'n, Hies.

Hies. Und du nit jünger.

Franz. Ja, seit i fort bin, ist's ein hübsches Zeitlang her.

Hies. Zehn Jahr wird's sein.

Franz. Schon elfe, Hies, da drauß'n in der weit'n Welt. Eine halbe Ewigkeit. Das Leb'n hat mi tüchtig g'hechlt. Hab viel erlitt'n und ertrag'n, du kannst mir's glaub'n. War weit herum. In Frankreich, England und Amerika. Jetzt bin i aber wieder da und das thut gut.

Hies. Bist wieder da.

Franz. Und wie geht's dir. (Bemerkt Lena.) Ja Hies, wer ist denn das. Ein tüchtig's Weib. Wohl uns're Häus'rin, die sich der Vater einthan auf die alt'n Tag. Hab i 's errat'n?

Hies. (Wechselt einen Blick mit Lena.) Ja, ja wie d' sagst, die Häus'rin oder sowas, wie d' halt meinst.

Franz. 's ist recht. Ein Weib das g'hört ins Haus. (Zu Lena.) Grüaß Gott! Wie heißt denn nachher?

Lena. Lena sag'n d' Leut.

Franz. Also grüaß Gott Lena! Auf gute Freundschaft.

Lena. 's wird sich geb'n.

Franz. I meint fast, i sollt di kennen. Bist nit die Lotterische vom Armenhaus?

Lena. Die bin i, ja. Wie d' sagst.

Hies. Und bleibst jetzt da?

Franz. Ja freilich bleib ich. Und wenn der Herrgott mir den G'sund giebt, hoff' i no recht lang. I war mir lang g'nug fort. Bald da, bald dort. Kein Rast, kein Ruh, wo d' hinschaust, nichts als fremde G'sichter. So lang man jung ist geht's no an; do wenn's einmal den Schnall than hat, i hab's verspürt. Mir hat halt immer etwas g'fehlt. Hab selber lange Zeit nit recht g'wußt was. Das Heimweh war's. Bin da und dort g'west, mich z'derstreu'n bei Tanz und G'sang. Es war umsonst. Nur schwerer war mir Herz und Kopf. Auf einmal spring i auf und jetzt da bin i.

Lena. Und was willst thun.

Franz. Das ist bald g'sagt. Als Bauer bin i fort, ein Bauer will i wieder sein und

wenn's dem Vater recht ist, übernimm i's Gütl. Doch wo ist der Vater? I red und plausch und denk nit dran und hab mi g'freut, wie g'freut ihn z' seh'n. Vater! Vater! Ja wo ist er denn. Er ist doch hier? Um's Himmelswill'n. Er lebt do no?

Hies. Der Vater.

Lena. Man wird halt alt, und aufg'räumt war er a nit heut.

Franz. Was sagst, der Vater krank. Doch keine G'fahr. I bitt' di red'.

Hies. So arg ist's nit. Weißt wohl die alt'n Leut.

Franz. Wo liegt er denn. I muß ihn seh'n. I muß no mit ihm red'n. I weck ihn, wenn er schläft.

Lena. Mit'n weck'n wird's wohl nix sein. Er hat schon gestern wohl a schlechte Nacht g'habt, und der Doktor meint —

Franz. Der Doktor? Ihr erschreckt mich.

Lena. Wir hab'n ihn gleich g'holt. Die Vorsicht kann nie schad'n. Er meint es sei nit bös. Die Ruh sei halt 's Beste.

Franz. In Gottes Namen denn, so muß i wart'n. 's ist mir leid. Hab so ein Freud g'habt, ihn no z' seh'n. Doch wenn der Doktor will.

Hies. 's wird besser sein.

Franz. Und da ist alles noch im Alt'n. Da hängt das Kreuz noch in der Eck'n und schau, das Glas am Muttergottesbild ist a no z'riss'n wie damals, als i fort bin in die Welt. Und, da der Tisch, die rot'n Blumen! Der welsche Maler hat sie g'malt. Weißt nit, der immer fluchte. Und du alte Uhr, die g'schlag'n hat wie wir gebor'n und d' gute Mutter noch im Haus, du gehst noch immer.

Hies. G'rad nit recht gut.

Franz. Heimat, Heimatluft und Heimatbod'n. Wie ist mir wohl und leicht, wie dem verlornen Sohn' als er wiederkehrte. — Na, Bruder Hies, du und die Häus'rin, ihr seid so still, so ohne Wort', euch freut's scheint's gar nit, daß i hier bin.

Lena. Was bild'st dir ein? Uns wird's nit freu'n? Du mußt verzeih'n, do wahr bleibt wahr, wir hab'n baut heut, fast den ganz'n Tag da sind wir müd.

Franz. Und i, i red und schwätz als ob es morg'n kein Tag mehr gäb'. So eig'nnutzig ist der Mensch. Die Freud' nahm mir die Müde aus den Füß'n. Da hab i denkt, bei euch müßt's auch so sein. Jetzt geh i aber gleich zu Bett. Werd's wohl ein Platzl hab'n no für mi!

Lena. Natürlich, selbstverständlich. In der Kammer drob'n steht ein Bett. Frisch überzog'n. G'rad wie g'richtet.

Franz. Wie werd i rast'n. Die erste Nacht im Vaterhaus.

Lena. Gleich mach i Licht.

Franz. O Bruder Hies!

Hies. Kommst direkt von der Bahn.

Franz. Das hab i enk nit g'sagt no. Aus reiner Freud' g'rad'nwegs den Wald herab. Kein Mensch sollt mi erblick'n.

Lena. Und ging's dir aus?

Franz. Wie i enk sag: Kein Mensch. Es war schon Nacht und finster wie i vom Bahnhof weg. Ich machte Schritte! Denkt! In kaum zwei Stund'n da.

Lena. Da ist das Licht.

Franz. Nun also gute Nacht. Recht eine gute. Die erste wiederum nach langer Zeit bei treuen Herz'n. (Ab.)

5. Auftritt.

Hies, Lena.

Hies. Endlich ist er fort.

Lena. Bst!

Hies. Der Schreck liegt mir in Mark und Bein.' Kommt der daher bei Nacht und Neb'l. I glaubt mi trifft der Schlag. Was ist jetzt z' thun.

Lena. Was z' thun ist fragst no, aus ist's und gar.

Hies. Wir können geh'n mit Sack und Pack.

Lena. Nit anders ist's. Do dämpf die Stimm', er könnt uns hör'n.

Hies. Was macht's. Wir sind verlor'n. Er hat den Trumpf im Spiel. Schon morg'n kommt's an's Licht. Der Alte wird's ihm gleich verrat'n, daß wir ihn zu der Übergab gezwungen. Hätt'st du nur das nit than!

Lena. Den Alt'n weg g'jagt?

Hies. Ja.

Lena. So, i hätt' mi soll'n kommandier'n lass'n Tag für Tag, i hätt' mi soll'n plag'n lass'n, hätt' mir soll'n sag'n lass'n, daß i nix hab. Du weißt ja, eine zeitlang hab i's than, war still, hab nix g'sagt, aber dann — fort mit Schad'n. Besser der Alte aus dem Haus, als drinn der ewige Streit. I kenn kein Reu'. Was g'scheh'n ist, ist g'scheh'n. Was nützt das jetzt?

Hies. Giebt's kein Ausweg. Gar kein, denk do nach.

Lena. Wenn er nit da wär, Hies!

Hies. Wär's freilich 's Beste. Doch jetzt ist er da.

Lena. Und wenn man's mach'n könnt', wenn's halt ein Mitt'l gäb, als wär er gar nit da.

Hies. Was red'st daher?

Lena. I mein nur, Hies, i mein nur, wenn es gieng, daß er auf einmal einschlafet. Zwei, drei Tag lang schlafet. Gar nimmer aufwachet.

Hies. Was willst, Weib!

Lena. Na, na, brauchst keine solch'n Aug'n

z'mach'n. Mir kann's ja recht sein. In Gott'snam'. Geh'n wir halt bett'ln, Land auf und Land ab. Ja Hies bettlen, wenn's no gut geht.

Hies. Wenn's gut geht — was?

Lena. Und sonst ins Zuchthaus, Hies, denn wenn er's anzeigt.

Hies. I bitt' di — Weib nur das nit. Du glaubst es selbst nit.

Lena. I glaub's. So g'wiß ist's, wie i da steh'.

Hies. I sollt ins Zuchthaus. Na, das darf nit sein, hörst, es darf nit sein. Um alles in der Welt nit.

Lena. Da wär es, wenn er schlafet, do das Beste?

Hies. Weib, mir graust vor dir und mir.

Lena. Di schreckt's und du tragst Hos'n? Ist das dein Mut.

Hies. Ein Mord, ein Mord, na und in Ewigkeit na, das darf nit sein. Lena, denk do nach.

Lena. Mord, Mord, das Wort ist häßlich und nit wahr. Nur Notwehr ist's. Notwehr

ist's, denn wenn wer einbricht in dein Haus, schlägst ihn nit nieder? Ist's nit dein Recht!

Hies. Ohn' Sakrament und ohne Beicht!

Lena. Dafür giebt's Geistliche und Meſſ'n!

Hies. Horch!

6. Auftritt.

Lena, Hies, Lotter.

Lotter. (Etwas angeheitert durch die Thür.)

Wir versauf'n, was wir hab'n,
Morg'n gilt's den Pfaff sein Krag'n.
Trallala.

Lena. Herrgott, der a no! Was willst, was hast?

Lotter. Immer fidel und munter!

Hies. So sei do still.

Lotter. Na also da sein wir. Die Tasch'n sein leer, da hast die Brieftasch'n, schau selbst. Gelt, es ist Wahrheit, was i sag? Der Stiegele Wirt ist ein Spitzbub und sein Schnaps no spitzbübischer. — Schau, Schwesterl, wie i di ehr'. Du darfst sie wieder füll'n.

Hies. Geh' g'scheidter z' Haus. Mir scheint, hast eh' g'nug.

Lotter. I g'nug, überhaupt in der Welt i einmal g'nug? Na, Hies, heut bist aber g'spaßig.

Lena. Komm morg'n. Heut mußt du fort. Wir geh'n zu Bett!

Lotter. Hm! Muß i, werd' i müss'n, ist das schon g'wiß.

Hies. I bitt di, geh, thu uns den G'fall'n!

Lena. Schau, Bruder!

Lotter. Wenn i nit will.

Lena. So giebt's ein Mitt'l. Da ist die Thür'.

Lotter. So steht die Sach'. Gieb Acht. Grad jetzt, weil's ihr nit wollt, wird nieder g'hockt und g'redt so lang i mag.

Lena. I bitt' di, Bruder, wir sind müd.

Hies. Geh, sei vernünftig.

Lotter. Glabt ihr vielleicht, i sei der Vater, der alte Klotz, dem ihr sein Gütl abdruckt habt's mit Lug und Trug, den ihr hinausg'jagt habt's bei Nacht und Wind aus seinem Hof. No hab i Grütz im Kopf. Wollt i nur red'n.

Hies. I bitt' di, Schwager, sei do still, i thu ja was du willst, da hast du Geld.

Lotter. I will nix mehr, i brauch nix mehr. Fahr ab. Die Freundschaft jetzt auf einmal. O, i versteh' enk gut. I soll nit red'n. Gelt, Mandl, gelt, dein G'wissen druckt di. Gieb's nur zu. Es ist schon so. Da heißt's: der Lump. Natürlich ja, i sauf ein Schnaps und bin schon g'sess'n. Buh!

Hies. Lotter!

Lotter. O wack're Ehr'nleut, ihr stehlt nit Guld'n, so wie i, mit dem gebt's ihr enk gar nit ab, das wär viel z' klein. Da geht's schon höher, gleich um Haus und Hof.

Lena. Bist still, auf der Stell' still, wenn du nit willst —

Lotter. Daß außi fliegst. Gelt, troff'n hab i's. O, ihr seid ja Christ'n. Ihr schiebt den Herrgott hin und her im Mund wie i den Schnaps. Bei jeder Andacht, bei jeder Predigt müßt ihr sein, sonst wär 's nit ganz. I, aber i, der Lotter Lump, der schlechte Kerl, vor dem ihr ausspuckt, sag enk ins G'sicht: Ihr seid nur

Heuchler, letze Heuchler. Käm heut der Herrgott auf die Welt, ihr wär't die erst'n beim Verschachern. Ja, feil ist enk alles, alles um das liebe, schöne, blanke Geld, der Vater, 's G'wiss'n.

Hies. Jetzt wird's mir z' dumm. G'rad' no ein Wort.

Lotter. Laß nur. So könnt i red'n, wenn i wollt. Ein Narretei. Recht habt's und schaut's, wie 's was dergattert. Lump ist ja Trumpf jetzt auf der schäbig'n Welt. Do hört's auf mi. Für'n Anfang ist's ja gut, was ihr habt than, für's Weitere freilich Pfuscherei. Merkt's euch nur ein's: Die erste Reg'l für ein Lump'n ist: Wenn du schon lumpst, so lump allein. — Und das habt's überseh'n. So, gute Nacht. (Ab.)

7. Auftritt.

Lena, Hies.

Hies. Das hat no paßt. — I bin auf Nadl'n, wenn der was g'hört hat.

Lena. Alles ein's. Der Teufl wird's nit sein und wenn, i fürcht mi nimmer.

8. Auftritt.

Franz, Hies, Lena.

Franz. (In der Gottehofe, noch auf der Treppe.) Wo ist der Mann?

Hies. Da hast's.

Franz. Wo ist der Mann?

Lena. Such dir ihn selbst.

Franz. Was hab i g'hört? Was geht da los? Betrog'n bin i und belog'n! Wo ist der Vater? Jetzt will ich Rech'nschaft — auf der Stell'.

Lena. Oho, nit gar so hitzig.

Franz. Mach mi nit wild, Weib. Hies, wo ist der Vater?

Hies. (Schweigt.)

Franz. Wo ist der Vater, sag's, sonst —

Hies. Im Dorf drunt wird er sein.

Franz. Also nicht krank und nicht im Bett', warum nit da?

Lena. Was soll dein G'schrei. Du hast kein Recht da z' räsonier'n. Wir sind auf uns'rem Grund und Bod'n, nit auf deinem.

Franz. Auf enkern Grund und Bod'n sagst. Wer bist denn du?

Hies. Sei nit so zornig, Franz, sie ist mein Weib!

Franz. Sie ist dein Weib. Was sagst, dein Weib!

Lena. Ja, daß du's weißt, sein Weib. Sein richtig's Weib. Der Vater hat uns übergeb'n und dabei bleibt's.

Franz. Was übergeb'n! Euch übergeb'n, der Vater übergeb'n, was mein g'hört vor der Welt und Gott, mein von Geburt aus. Lug ist's und Trug. Das ist nit wahr und kann nit wahr sein. Schurkerei, unerhörte Schurkerei. Hies, red du, du bist mein Bruder. Hies, hast's du gethan?

Hies. Laß red'n, Franz!

Franz. Hast's du gethan?

Lena. Was red'n, was! Was giebt's da z' red'n, es ist, wie's ist.

Franz. Mein Erbteil, abg'stohl'n mein Erbteil, du?

Lena. Erbteil, dein Erbteil, weil du der Erstgeborne bist, weil di die Mutter früher auf die

Welt g'setzt hat als ihn. Ha, ha. Und darum dein. Natürlich, ja, der Herr vom Erstgebornen macht sich fort in d' Welt, laßt Haus und Hof in Stich, laßt Arbeit, Sorg und Not voll Gnad' den andern Leut'n über, und wenn's ihm verleidet, wenn's mit dem Luderleb'n nimmer geht, fällt ihm die Heimat ein. Da soll dann alles auf den Knie'n vor ihm lieg'n, ein Kalb soll g'schlachtet werd'n wie bei dem verlornen Sohn, und „Gloria“ soll man singen und ihn bitt'n: Da ist's Gut, das du verlass'n, um das du nie di g'schert in deinem Leb'n, geh, sei so gut und nimm's an.

Franz. Tod und Teuf'l, habt's nit trunk'n, habt's nit g'ess'n, seid's nit g'wandet word'n, habt's nit alles g'habt im Haus, dieweil i darbt hab. Und wenn's euch z' wenig ist, verlangt's den Lohn, den ihr verdient, ihr sollt ihn hab'n. Do 's Haus ist mein, der Hof ist mein und ihr seid Diebe, wenn's nit wahr ist.

Lena. Das sag zum Alt'n.

Franz. So, das a no, o verdammtes, niederträchtig's Pack!

Lena. Pack, weil wir auf uns g'schaut. Ja, wer hat dir g'sagt: Geh' eines Streites will'n fort in d' Welt, laß nie was hör'n? Wärst da blieb'n, hätt'st dich g'wehrt. Jetzt sind wir fertig. D' Sach g'hört uns.

Franz. Ihr seid fertig, so, das wird sich weis'n, muß sich weis'n, so wahr i leb! Wie i den Vater kenn, und Übergeb'n, freiwillig übergeb'n. Nie. Ihr habt's ihm abpreßt, abpreßt auf infame Weis', abpreßt mit Gewalt.

Hies. So laß do red'n, Franz!

Franz. Und ihn hinausg'jagt dann, natürlich, wie's die gut'n Kinder immer thun. Do wart's. No giebt's ein G'richt, no giebt's ein G'rechtigkeit, die ruf i an. Der Vater muß mir Zeug' sein und wär er krank im Bett, er muß heraus, heraus muß er. I prozessier', i prozessier und nimmt den Hof der Advokat, mir gleich, ganz gleich ist's mir.

Hies. Franz!

Franz. I will nix wiss'n, brauch nix z'wiss'n. I weiß jetzt g'nug. Ins Zuchthaus müßt ihr mir, so wahr i leb, ins Zuchthaus.

Lena. No giebt's ein Riegele.

Franz. Mein G'wand. (Eilt über die Stiege in die Kammer.)

9. Auftritt.

Lena, Hies.

Hies. Daß es hat so kommen müss'n. Mein Gott, mein Gott!

Lena. Siehst ein jetzt, daß kein Ausweg mehr, daß aus 's Vertuschl'n und Verschweig'n?

Hies. Um der ewig'n Seligkeit will'n, Lena, i kann nit, alles, nur das nit.

Lena. Es muß sein, sag i dir.

Hies. Giebt's gar kein andern Ausweg mehr. I bitt' di, denk' do nach, mir z' lieb denk nach.

Lena. Es giebt nur eins, die That.

Hies. Die That, das sagst so kalt und mir treibt's kalt'n Schweiß aus all'n Por'n. Er ist mein Bruder, denk, die gleiche Mutter hat uns auf die Welt 'bracht.

Lena. Und der, den d' gleiche Mutter auf d' Welt bracht hat, jagt di hinaus, bringt di ins Zuchthaus.

Hies. Durch uns're Schuld, hab' i's nit immer g'sagt.

Lena. Feigling!

Hies. Sag was du willst, verlang was du willst, nur das nit, na, das kann i nit.

Lena. Du kannst nit und da sagst, du liebst mi. Denk nach, Hies. B'sinn di auf die Stund, wo i dir alles geb'n was ein Weib vermag und du, du bringst mi jetzt ins Zuchthaus. Hies, ist das dein Lieb, dein Treu?

Hies. O rühr an den nit.

Lena. Gut, i bring mi um.

Hies. Lena!

Lena. I oder er!

Hies. Das ist die Straf für d' erste That. O wär i tod.

Lena. Mit deine bigott'n Red'n bist jetzt still. Hör Mensch, hast gar kein Tropf'n Blut in dir und willst ein Mann sein, pfui! Hab i mi deswegn'n g'rackert Tag und Nacht und mir den Kopf zerkratzt, wie i den Hof emporbring, daß am End ein And'rer kommt und uns ihn wegnimmt. Gieb Antwort d'rauf!

Hies. Lena!

Lena. Bist du ein Kerl? Da hast mein Schurz. Leg Weiberkleider an, setz di zum Spinnrad hin und plär aus Reu. — I oder er, entscheid di.

Hies. Mein Gott, mein Gott. Weib, was verlangst, du oder er. Was soll i thun?

Lena. Sag's frisch heraus. Wenn du ihn mehr liebst, Hies, als mi, so ist das Urt'l g'fällt, i geh in's Wasser. Bleib du und laß verlach'n di, verspott'n, mit den Fingern auf dich zeig'n. Laß di in's Zuchthaus führ'n vom Gendarm, hinab durchs Dorf. Heidi! Die Bauern aus den Häusern, ein Rud'l Bub'n hinter dir, mit laut'n G'schrei. Ja, ja, spinn Wolle, Hies, vier, fünf, zehn Jahr und wenn herauskommst, nimm den Bettelsack und lottere: Bitt' a Stückl Brot, Land auf, Land ab. Mit Fingern werd'n 's auf di zeig'n und Hies, dein Kind, ein armes Bett'lkind, wird seinem Vater fluch'n.

Hies. Was sagst, mein Kind. Nein, nein. Das eine darf nit sein, das And're darf nit sein. Wo aus und an. Barmherzigkeit, Lena, hab

Barmherzigkeit mit mir! Wart nur die Nacht no, wart bis morg'n.

Lena. Hast di b'sonnen, Hies?

Hies. So sieh do mein Angst, mein Qual.

Lena. Hast di b'sonnen?

Hies. Erbarm di, hab Erbarmen, du weißt nit, was du willst.

Lena. Hör, Hies. (Tritt dicht an ihn heran.) Du mußt.

Hies. I muß, sagst du. I muß. Schau mi nit so an. Weib, du bist fürchterlich. Du hast ein G'walt.

Lena. Willst 's thun.

Hies. I will. Nein, nein, i kann nit, Lena, schau i kann nit, er ist mein Bruder.

Lena. So thu i 's. Ein Weib.

Hies. Du, du. I will.

Lena. Du guter Mann. (Bringt Schnaps.) Da trink, — noch ein.

10. Auftritt.

Lena, Hies, Franz.

Franz. (Im Herabsteigen.) Wer mir das g'sagt hätt' gestern noch. Das war das Wiederseh'n,

auf das i mi so g'freut. Auch gut. Es ist vorbei.

Hies. Hörst Franz, du darfst nit fort, heut wenigstens nit fort.

Franz. Das heißt man Bruderlieb auf der Welt. Ein schönes Ding.

Hies. Wir woll'n uns vergleich'n, Franz.

Franz. Ja, ja. Die Bibel sagt: Und er ging hin, weil Esau fort, und stahl des Vaters Seg'n.

Hies. So hör do no und red'. (Schlägt Franz auf die Schulter.) Franz!

Franz. Was willst. Hinweg von mir. Rühr mich nicht an. Was soll i red'n. Ausg'redt ist's mit euch.

Lena. Wer weiß. (Geht ins Nebenzimmer.)

Hies. So bleib do heut no da.

Franz. Hinweg!

Hies. Bruder!

Franz. I kenn kein Bruder mehr, nur einen Dieb, der mich bestohl'n. Mein Haus, mein Eig'ntum will i, das gieb heraus.

Hies. I bitt di, sei vernünftig, zum letz'nmal

sei vernünftig. Du weißt nit, was du thust. Es giebt ein Unglück.

Franz. Meinetweg'n. (Faßt die Klinke.)

Hies. Da bleibst, sag i dir!

Franz. Wer will mir's wehr'n? Mir, du! — Weg von der Thür, hinweg. (Lena ist unterdessen eingetreten und reicht ihrem Manne von hinten ein Beil.)

Hies. Zum letzt'nmal. Es gilt dein Leb'n!

Franz. Lump. Da. (Wirft Hies zurück und öffnet die Thür.)

Hies. (Springt auf.) Herrgott im Himm'l, so bist selbst schuld! (Schlägt ihn auf das Haupt.)

Franz. O, was ist das! Mörder! Hilfe! (Fällt.)

Lena. Schlag no einmal, man könnt ihn hör'n.

Hies. (Wirft sich auf ihn.) Nun bist du fertig!

Vorhang.

Lena. Der schreckt di, der, das Aas. O Hies, denk was bist du für ein Narr. Denk dir, er war nit da no gestern Morgens und jetzt ist wieder er dahin. Streich aus die Nacht in dein' Kopf, und alles ist wie z'vor. Geh Hies.

Hies. I bin voll Blut, Blut, Lena, Blut.

Lena. Du bild'st dir's ein. I seh' dir nix an. Du hast die gleich'n Händ, die gleich'n Füß, das gleiche G'sicht.

Hies. O — na. I bin ein Mörder.

Lena. Jetzt bist du still, wenn jemand käm. Du weckst Verdacht, und Mann, Verdacht, na, na, Unsinn, niemand hat was g'seh'n.

Hies. Bringt uns den Galg'n.

Lena. Still sei, sag, wer giebt das Wort dir ein. Herrgott, geh' jetzt ins Haus und leg di z' Bett' und wenn wer kommt, was soll i sag'n? Du bist krank, dir ist nit wohl, dir fehlt's im Kopf!

Hies. In's Haus sagst du, soll i geh'n, ins Haus. Allein sein, in dem Haus wo der — I kann nit, na, das kann i nit. I bin schon lustig. (Singt.)

Das Diandl geht um Holz in Wald
Gar zeitig in der Frua!

Hm! Es geht nit. Verdammt es geht nit. Mir hebt's den Hals zu. Ach was, nix ist g'scheh'n, hast g'sagt, nix.

Lena. Geht's wieder an. I sag dir, jetzt ist's g'nug und wenn du ein Narr bist, i bin's nit. Was soll da werd'n mit dem Gethue. Hör, Hies, es gilt 's Leb'n.

Hies. Schau dort kommen zwei — grad'n Weg's daher. Was woll'n die. Vielleicht schon uns —

Lena. Was fällt dir ein. Wer hat was g'seh'n, denk do nach. Die Nacht ist stumm. Jetzt geh ins Haus.

Hies. I kann nit, Lena, o verlang nit das.

Lena. Herrgott Mensch, wie schaust du aus. Der reine arme Sünder. Zittert der an Hand und Fuß, und hat ein' Blick. Mensch hätt' i das gedacht von dir — do jetzt ist's z'spät. Do merk: Wenn mi in's Unglück bringen willst, zum Teuf'l! so mußt du z'erst dran. I wehr mi mit Hand und Fuß. I weiß von nix. Du hast's than,

derweil i g'schlaf'n. Du lieber Mann, hör, Hies, es gilt 's Leben. Sei do gescheit und geh ins Haus. Der Bruder ist's, wenn er di sieht, der Lump.

Hies. O Lena! Wie 's mi druckt.

Lena. Da gehst hinein. Und kein Schritt heraus. Merk dir's: kein Schritt. (Hies ab.) Fast zitt'r i selbst, er ist so feig — Ach was, die wiss'n nix. Was sollt'n 's wiss'n.

2. Auftritt.

Lotter, Lena.

Lotter. (Noch in einiger Entfernung vom Hause.) Da wart'st auf mi. Wenn i di brauch, so werd i ruf'n.

Lena. Der Alte auch. Da giebt's was b'sonder's — Sollt'n 's doch — Na Narrheit ist's nur z' denk'n. Lena, Kopf in d' Höh.

Lotter. Gelt recht zeitlich in der Höh. Na siehst ein Mann ein Wort. I weiß, ein Freud kommt niemals z' früh.

Lena. Dein Fopp'n laß jetzt sein. Sag kurz,

was willst. I hab mi anders b'sonnen über Nacht.

Lotter. Ein gut's Gedächtnis hast. Das muß i sag'n. Aber was. Großmütig bin i. Schau mi an.

Lena. Du bist ein Narr.

Lotter. Bist nit gut g'launt. Na i versteh. Wer hätt' das denkt.

Lena. Was soll dies G'red'. I hab keine Zeit.

Lotter. Gelt so ein B'such, ein lieber B'such. Na jetzt wirst blaß.

Lena. Esel.

Lotter. Du Lena, gelt der Franz, der ist ang'ruckt in der Nacht.

Lena. Was — Was red'st daher — Was weiß denn i, wo der herumläuft in der Welt.

Lotter. Verstell' di nit und thu so heimlich. Warum? Wirst Freud do nit alleinig hab'n woll'n. Der Franz ist da.

Lena. Mensch, was sagst — Wer sagt's —

Lotter. I sag's, bin i nit g'nug.

Lena. Erlog'n ist's, erstunk'n und erlog'n.

Lotter. I hab ihn g'seh'n —

Lena. Mach mi nit lach'n. Du hast ein Rausch g'habt. Mir müßt'n Zeug'n her, die das beschwör'n.

Lotter. Du leugn'st also. Hm! Das hat sein Grund.

Lena. Ein Grund. I hab kein Grund. Mach mi nit fuchtig.

Lotter. Du i komm schon drauf. Man sitzt nit ganz umsonst. Der Staatsanwalt, das war ein Fuchs, der hat mir's Maul aufbracht. Man hat was g'lernt von dem Staatsanwalt. Jetzt horch: Wenn's schon der Franz nit war, so war 's sein Geist.

Lena. I red nix mehr mit dir.

Lotter. Do sag i dir, ein Geist mit Fleisch und Blut. Wie i und du. Denn wie i gestern fort von enk, habt's g'meint, i geh gleich z' Haus. Na Lenerl, na. I hab no gehorcht. I hab g'rad hör'n woll'n, was sagt's von mir. Da auf einmal hör i eine Stimm'. Eine Stimm'. I bin, als hätt' mi der Blitz troff'n, i schleich zur Thür und schau hinein durchs Schlüss'lloch.

Lena. Du hast spioniert.

Lotter. Ertapp i di. Wie du erschrickst.

Lena. Du mi ertapp'n. Wer giebt dir's Recht, so z' red'n.

Lotter. Gelt, er war's halt doch.

Lena. I weiß von nix. — I leug'n, leugn's tausendmal. Wie willst's beweis'n.

3. Auftritt.

Lena, Lotter, Hies.

Hies. Was redt's?

Lotter. Wo ist der Franz?

Hies. Der Franz.

Lena. Sag i dir 's nit, er ist nit da.

Lotter. Ja Hies, der Franz.

Hies. Mein Gott — Lena, hab i's nit g'sagt.

Lena. Was hast du g'sagt. Was hast da z'thun, mit dein Kopf. Hinein ins Haus. Du hast's Fieber. 's ist dein Tod. Hinein.

Hies. Oh — (Ab.)

Lotter. Heut bist du wild, der reine Teuf'l.

Lena. Jetzt packst di fort. Wer giebt dir's Recht, so z' red'n. Mir scheint fast gar —

Lotter. (Geht um Lena herum und blickt auf einmal auf die Stelle, auf der sie steht.) Was habt's denn da, das war no gestern nit?

Lena. Das. — Was geht's di an. Bin i dein Beichtkind. Was weiß denn i, was da der Hies —

Lotter. Der Hies, mit sein Kopf, so früh am Tag?

Lena. I bitt di, komm ins Haus. Komm, Bruder. Mir ist z' kalt.

Lotter. So geh voran.

Lena. Geh du —

Lotter. Hm! (Geht um Lena herum.)

Lena. Was soll das sein.

Lotter. Und breit und lang. A Mensch hatt' Platz. Das schaut fast aus, als wie — (Plötzlich sich wendend mit einem Schlag auf Lenas Schulter.) Mörderin!

Lena. (Tief erschrock'n, knickt zusammen. Nach einiger Zeit.) Was willst?

Lotter. Wenn i nit red', meinst, das wird sich geb'n.

Lena. Deine Hand.

Lotter. Wozu denn das. Hab i di do mit Haut und Haar. Ja, schau nur her. Jetzt bist du mein, und glaub, i halt di fest wie Eis'n. (Läßt seinen Stock fallen.) Heb auf den Stock!

Lena. Was soll's damit?

Lotter. Grad weil's mi freut.

Lena. I thue 's nit.

Lotter. Du thust's, verstehst. — Siehst, so ist's recht.

Lena. Satan, i haß di.

Lotter. Haß nur zu. Je mehr, je lieber. Jetzt bist mein. An jed'n Tag will i di dran erinnern, will i dir sag'n, daß ein Wort von mir di an den Galg'n bringt.

Lena. Sei barmherzig!

Lotter. Das sagst du, die stolze Lena! Geh, sag's no einmal.

Lena. O —

Lotter. Sag's. —

Lena. Barmherzigkeit.

Lotter. Nur immer brav, die Wollust, di zu meinen Füß'n z' hab'n, wie 'nen zertret'n Wurm,

der sich im Staub windet, i gäb sie nit um tausend Guld'n. Wie oft hast mi beschimpft, voll Hochmut abi g'schaut auf mi. Der Lump, der Schandkerl, ha, ist jetzt dein Herr, Herr über di. Ein Wink von ihm und du bist g'wes'n. Auspress'n will i di, auspress'n nit auf einmal, nein tropf'nweis. An jed'n Tag sollst fühl'n, wer i bin. Mein bist und bleibst, i halt di fest mit dein Verbrech'n. Ja, zittre nur, no dreimal stärker, das ist mir Wollust. Wie bist jetzt bleich.

(Von der Ferne eine Stimme: Lotter!)

Lotter. Komm nur aufi.

Lena. Der a no. Laß mi geh'n.

Lotter. Da bleibst. Darfst di nit fürcht'n — der erfährt von nichts.

4. Auftritt.

Lena, Lotter, Klotz.

Klotz. Was ist. Die Unterredung dauert lang. Da könnt i wart'n.

Lotter. Hm!

Kloß. Wo ist der Franz? Es scheint er hat kein Eil', sein Vater z' seh'n.

Lotter. Verzeih, i hab mi täuscht. Es war wer andrer. Die Nacht ist schuld. Verzeih, daß i die herplagt.

Kloß. Was sagst, was hab i g'hört, der Franz nit da, du hast di täuscht. Sag's nomal, daß i's glab.

Lotter. Nit anders ist's.

Kloß. Drum mi auf'g'regt, d' ganze Nacht. Mi herplagt zu dem Haus. Mi um den Taglohn bracht. Ja, wahr bleibt wahr, man soll kein Lump'n glab'n.

Lotter. Hoho! Nur nit gleich hitzig. Aber na, i bin ein guter Mensch und will's verzeih'n. Ja schau, i geh' so weit und sag zur Schwester, sie soll den Gang dir —

Kloß. Was red'st daher! Vergüt'n. Dazu braucht's alleweil zwei Leut. Den ein, der's giebt, und den, der 's annimmt, und den zweit'n kenn i nit.

Lotter. Lena, jetzt red du und zeig dein gut's Herz.

Lena. I!

Lotter. Ja du, du weißt warum. Grad weil's mi freut.

Kloz. Laß deine Fax'n. Nit in meine Näh! Die kenn i nit. I kenn nur eine. Di mi um mein Hof bracht hat, di mi hinausg'worf'n hat, aus dem Haus, di i zerdruck'n und zermalmen könnt mit meine Händ'!

5. Auftritt.

Pfarrer, Lena, Hies, Lotter, Kloz.

Pfarrer. (Kommt von der rückwärtigen Seite des Hauses.) Gut'n Tag, Kinder. Verzeiht, wenn i einmal einsprich auf den Kloznhof.

Lena. Ist uns a Ehr'.

Pfarrer. Ah, der Kloznbaur und der Hies kommt auch.

(Hies ist aus dem Haus getreten, ganz verstört.)

Lena. So grüaß do den Herrn Pfarrer!

Hies. Herr Pfarrer.

Pfarrer. Recht, so treff' i ja die ganze Famil' schön beisammen: Wie man so sagt,

„Zwei Flieg'n auf ein Schlag." I hätt' mir also den Weg erspar'n können. Denn wie i seh', alles in schönster Eintracht.

Klotz. Hm!

Pfarrer. Ja, das seid ihr wohl.

Klotz. Bitt um Vergebung, aber wenn i dabei sein soll, seid's auf'm Holzweg.

Pfarrer. Wie meint Ihr das?

Klotz. Wie i das mein, das ist bald g'sagt. So lang i no i bin, wird nix von 'ner Eintracht, kann nix werd'n.

Pfarrer. Wir alle müss'n vergeb'n und verzeih'n, auch Ihr.

Klotz. Mit Verlaub, Herr Pfarrer. Vergeb'n und verzeih'n, seh'n's das Wort steht nit in mein Kalender.

Pfarrer. Und was sagt ihr dazu, die Lena und der Hies?

Lena. Sie hab'n's ja g'hört, Herr Pfarrer, wie der Wind geht. Auf den Knie'n lieg'n und ihn bett'ln, na das thun wir nit.

Pfarrer. Aber liebe Leute, schaut. I wüßt ja selbst nit, was ihr thut. I bin zu euch ge-

kommen nicht als Pfarrer, nein als euer bester Freund. Als Mensch, der selbst g'fehlt hat, und dadurch das Recht besitzt, zu euch zu sprech'n. Sagt mir nur ein's: Was habt ihr denn davon, wenn ihr im geg'nseitig'n Groll durch die Welt geht. — Nichts als eine Reihe erbitterter Tage und ein böses G'wiss'n, das euch noch in der Todesstunde martert.

Klotz. Ihre Würde in Ehr'n, Herr Pfarrer, aber spar'n Sie sich die Müh'. Es nützt Ihnen nix, es kann nix nütz'n. Lieber als daß i nomal dies Haus betret, denen ein gut's Wort gieb, lieber, sowahr mir Gott ein barmherziger Richter sein mög, lieber, hör'n 's Herr Pfarrer, erhäng i mi.

Pfarrer. Aber Klotz!

Klotz. I bin ein Mensch und hab a Bluat wie ein andrer in den Adern, und kennen möcht i den, der das ertrüg. Sie hab'n mir's Haus abg'nommen mit G'walt, i hab's verzieh'n. Aber daß sie mi seckiert dann Tag und Nacht, und's Ess'n nit vergönnt und G'sundheit, und mi außi g'worf'n aus'n Haus wie ein Hund. Vergiß,

wer's kann, i nit. Und das sag i da auf den Platz, wenn i g'rad' arbeit'n müßt und schind'n Tag und Nacht mit blutig'n Näg'ln für mein Brot, und wenn i wüßt, daß i mit der That alle meine Sünd'n ung'scheh'n mach'n könnt, und's Himm'lreich verdienen könnt, in dies Haus nimmer.

Pfarrer. Um Gott'swill'n! Nein, es waren bloße Worte, die Ihr spracht, ich weiß es, Euer Herz ist weit davon. Lena, Hies, könnt ihr 's ertrag'n, daß euer Vater zum zweit'nmal im Zorn von euch scheidet.

Lena. Er hat ang'fangen, er hat mi b'handelt wie a Bett'ldirn und als d' Übergab' vorbei, war alls nit recht, grad' was i than' hab. Den ganz'n Tag hab i nix anders g'hört als Schimpf und Spott. Die Lotterische hin, die Lotterische her. Weil i nix g'habt hab als meine Arm. Und da, Herr Pfarrer, i bin a ein Mensch!

Pfarrer. Ein Mensch, ja. Ihr alle habt g'fehlt, aber euch als den jüngeren geziemt es, dem Vater ein gut's Wort z'geb'n und er wird es nicht in Ungnad aufnehmen, das weiß

ich. Lena, Hies, überwindet euch, bittet den Vater.

Klotz. Es nützt nix, Pfarrer, nein es nützt nix.

Pfarrer. Warum? Alles kann vergeb'n werd'n, jede Sünd', und wär sie selbst der Mord.

Hies. Was! — Was sagt Ihr, Pfarrer? Ihr sprecht vom Mord. Auch den vergäb der Herr?

Lena. Hies!

Pfarrer. Ja auch den, der Herr vergiebt, wenn er bereut wird, selbst den Vater- — den Brudermord.

Hies. Bruder- und Vatermord. Was wisset Ihr?

Lena. Hies! Um des Himm'lswill'n mir scheint, dir wird wieder schlecht! Bruder! (Giebt diesem einen Wink.)

Lotter. Mach schnell!

Lena. Vater, wir woll'n vergess'n und verzeih'n. —

Klotz. Nie sag i!

Pfarrer. Ihr müßt, wenn Ihr Barmherzigkeit erlangen wollt.

Lotter. (Zu Hies.) Herrgott, so geh' do!

Hies. Oh —

Pfarrer. I bitt' Euch, hier auf den Knie'n, ich, Euer Pfarrer, ein alter Mann, verzeiht!

Klotz. Herr Pfarrer!

Pfarrer. Hies, Lena, kommt, der Vater will verzeih'n! (Erfaßt die Hand des Klotznbauern.) Da ist seine Hand. Schlagt ein.

Hies. Die Hand, was will er mit der Hand. I will nit, laßt mi los. Zum Teuf'l no — Na — o i bekenn, i hab's ja than, das Blut erstickt mi, da, i hab den Franz erschlag'n!

Klotz. Herr im Himm'l, was hast than!
Pfarrer. O heilig's Kreuz!
Lena. Jessas, Maria! Du Lug'nmaul. I bitt' enk, glaubt ihm do nit, er ist ja nit bei Kopf. Hies!

Hies. Was willst du, du schau mi nit so an, es nützt nix und wenn's mein Tod ist. I hab 's than.

Klotz. Gerechter Gott! Geht die Welt z' Grund? Ein Mörder, mein Sohn ein Mörder?! Mir wird schwarz! — Was ist das? —

Lena. Mein Gott, ins Zuchthaus, auf'n Galg'n, giebt's kein Mitt'l? (Schaut herum, erblickt den Ziehbrunnen.) No giebt's ein's. (Stürzt sich hinab.)

Pfarrer. Hilfe!

Lotter. Der Schafskopf bringt mi um All's.

Ende.

Franz Lechleitner.

Als Sohn eines Buchbinders geboren in Innsbruck am 7. März 1865. Er besuchte daselbst das Gymnasium und studierte germanistische Fächer an der Universität, lebte hernach auf der Wartburg in herzoglicher Anstellung und ist seit mehreren Jahren Privatsekretär des Fürsten von Neuwied.

Bisher erschienene Bücher:

Tiroler Bauernspiele. (Der Franzosenkrieg von 1809. — Sunnwendgluten. — Die Schlangenburg auf Frankenstein) 1890.

Der Schreiber von Konstanz. 1892.

Wartburg-Sprüche. 1892.

Wartburg-Novellen. 1892.

Der deutsche Minnesang. Eine Geschichte seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Formen. 2 Bände. 1893.

Buch der Minnelieder. 1893.

Wie ein Tiroler Büblein deutschnational wurde. 1893.

Tiroler Waldraft. Ein Liederbuch. 1894.





Die Herzogin von Mailand.

Reckig wie trutzige Herrenburgen stehen die alten Schildhöfe an den Ufern der Etsch und Passer. Im grauen Granitgemäuer blicken sie ernst und würdig hinaus in die blühende Südlandschaft. Stolz heben sich die braunen Giebeldächer mit den hölzernen Regendrachen über die rauschenden Kastaniengänge. Von zartem Epheuwuchs sind die spitzbogigen Erker umschlungen. Schimmernder Rosenschmuck prangt vor dem sonnscheinblitzenden, gedoppelten Säulenfenster. Ein großes Spitzbogenthor führt in das Haus; die wuchtige Eichenthüre rastet in massigen, rostigen Angeln. Zinken krönen die Hofmauern,

an die sich der ästige Hollunder legt oder ein dorniges Akaziengebüsch. Dazwischen ranken buschige Rebstöcke. Kirschblütenschnee weht nieder aus den flüsternden Baumkronen in den stillen Hof. Ringsum wogen die reichen Weizenfelder im Gold der Reife. Dunkle Tannenhage säumen die Felder. Zwischen den Wiesen stehen weitumschattende Kastaniengruppen.

Aus alter Zeit stehen diese Höfe, die hier einen sonnigen Hügel krönen, dort sich aufbauen aus den rissigen Felsstürzen der schäumenden Bergströme, dort niederblicken, träumerisch, aus den dämmerigen Kastanienlauben, dort höher herabwinken vom steilen Berggrunde. Die Kreuzzüge haben an diesen Höfen vorübergerauscht mit ihrem heiligen Siegesjubel, mit dem Rasseln der Brünnen und Schwerter, mit dem brausenden Worte der ritterlichen Begeisterung und dem Fieber unbändiger Kampfesglut. Bauern saßen wie heute in diesen Höfen; aber sie besaßen das Schildrecht der Freiheit. Auf ihren mutvoll steigenden Rossen, das flammende Gotenschwert um die stämmigen Hüften geschnürt, die Streit=

kolben mit den starrenden Eisenspitzen in der markigen Rechten — hatten sie Rechte der Ritter, waren sie unmittelbares Heergefolge des deutschen Kaisers.

In Trutz und Gewalt standen sie auf gegen die Herrenburgen, die auf stromumkrachten Höhen sich auftürmten, in Trutz und Gewalt, wenn die ritterliche Eisenfaust das Recht des alten Heerschildes räuberisch zerbrechen wollte, das der Schildbauer über seine alten Höfe wahrte, mit der Kraft alten, stolzen Germanentums. In diese schweigenden Bergthäler, in die sonnigen Baumhallen war schwer der Gedanke neuer Zeit eingedrungen — schwer der Bann neuer Rechte. Unzähmbar hielten diese Recken am Boden fest, was die Väter festgehalten hatten auf dem heißerrungenen Boden. Aus blutigen Schollen waren ihre Rosen hervorgewachsen — das Blut tosender Schlachten hat die Flur gedüngt, wo ihre Reben wuchern, ihre Linden grünen, ihre Tannen rauschen.

Aber ihre Kraft glühte auf, wenn der deutsche Heerschild durch das Land klang, wenn von den

Etschhalden herauf die prunkenden Römerzüge blitzten, die Kaiserkrone Deutschen Reiches funkelte, die auf Siegesbahnen hinunterfuhr in das welsche Land — in die blühenden Sonnengärten der heiligen Italia!

Da stiegen die freien Schildhofer hernieder auf ihren Rossen an die alten Römerstraßen im weiten Etschland, das ausgegossen liegt, glänzend wie ein lichter Rosengarten vor den fernen Wänden der purpurleuchtenden Dolomitkronen. Unter den rauschenden Uferbuchen standen sie, als die Völkersäulen des deutschen Heeres vorüberzogen, die Sachsen und Schwaben, die Thüringer und die Hessen, die Mainfranken und nordmärkischen Heergesellen. Das blitzte in der funkelnden Etschlandsonne von Brünne und Helm, von Schwert und Spieß! Edle Saumtiere führten gleißende Habe, schöne Frauen lachten vom zierlich schreitenden Zelter, stolze Herren nickten von den Rossen, die mutig hinauswieherten in die wonnige Morgenkühle. Und auf schwarzem Schwarzwaldroß daher zog der deutsche Kaiser mit edeltrutzigem Blick, mit dem kühnen Auge des Weltherrn, des Welt-

bändigers, des Landhinschmetterers. Der schaute mild über die stämmigen Schildbauern und er grüßte sie mit dem Gruße des deutschen Landes. Und sie jauchzten ihm nach, wild flogen die starken Alpenrosse über die breiten Uferwiesen. Im brausenden Halloh hallte es von den Rebenhügeln. Waffe klirrte an Waffe im freudigen Zuschwang, und die Banner wehten den deutschen Heilgruß hinaus in die sonnige Südmark der deutschen Lande!

Da mochte alte, süße, wilde Sehnsucht den Schildbauern an der Passer durch das stürmische Herz gedrungen sein! Heute fuhren nur wenige mehr hinunter mit den Römerzügen deutscher Kaiser in das welsche Land. Aber ihre Väter hatten ihnen von Zeiten erzählt, wo noch reisige Scharen hinunterflogen in das stolze Gotenreich der herrlichen Italia! Das war in grauer Zeit gewesen; da trug ihr Stamm, das mächtige, starke Gotenvolk, die Eisenkronen des welschen Landes. Aber die dahingezogen waren, kamen nimmer wieder. Nur hier und da verlor sich ein müder Weggeselle, alt und verdrossen, in die sonnigen Laubengänge der alten Heimat, an

die stillen Schildhöfe, und der sagte, daß alles vorüber sei unter der glühenden Welschlandsonne mit dem Königsprunke des Glorienreiches! Und sie reichten ihm kühlen Etschlandwein, und er trank und stützte das alte Haupt an den Eichentisch der Schildhofstube und weinte. —

In den staubigen Römergrüften die heilige Herrlichkeit des Gotenvolkes, die buntumworbene Römerkrone und das treue Gotenschwert! Und das Volk verschollen, verloren die Brüder, verdorben die stolzen Heergesellen, die von den blumigen Halden des Etschlandes heruntergezogen waren in das schwüle Poland, in die dumpfen Paläste der römischen Cäsarenstadt!

Und es war niemand mehr hinabgezogen, bis die neuen Kaiser deutscher Erde die gewaltvolle Hand ausstreckten nach der würdigen Römerkrone! Die Stürme von Mailand weckten alte Klänge auf in dem Herzen des Schildhofbauern an der Passer und an der Etsch. Dort sandten sie ihre Erlesenen in alter Sehnsucht, wie eine Wallfahrt nach dem Grabe des gesunkenen Volkes. Darum standen sie an der Römerstraße, so oft deutsche

Kaiser herabfuhren vom verschneiten Brennerpasse, und stellten die Heerboten. Sie selber wahrten das Schildrecht des freien Landes, der letzte treue Rest des Gotenvolkes! — — —

Und heute? — — Heute noch lebt der letzte Rest des alten Gotenvolkes in der blühenden Gegend von Meran an Etsch und Passer. Droben an den träumerischen Schildhöfen mag man die letzten Reiser des alten Volksstammes suchen. Hoch über allen Bewohnern des schönen Felsenlandes Tirol stehen die reckigen, frischen Gestalten der Schildbauern an der Passer und Etsch. Nicht in alter Kraft, nicht in altem Recht, nicht in alter Glut: aber das Gotenblut hat sich nach tausend Jahren noch nicht verleugnet. Die blonden Stirnlocken und die frischen Gesichter mit dem treuen, blauen Auge, die Hünengestalt im braunen Lodenrock mit den breiten, roten Besätzen, das enge Purpurwams mit den breiten, moosgrünen Hosenträgern, die ungeheuer weiten, saftgelben Hüte mit den flatternden roten Bändern: ein schönes Stück alter deutscher Volksherrlichkeit, der Überrest einer goldenen Zeit, wo

man noch ohne „Aufklärung“ glücklich gewesen sein soll, wo noch die Heldenlieder deutscher Kraft, die trotzigen Heergesänge deutschen Volksgeistes nicht in „Goldschnittbändchen“ einem „hochverehrten P. T. Publikum“ feilgeboten wurde, das markige Bewußtsein deutscher Volksgröße, die innige Würde deutschen Gemütes dem Volke noch nicht in „illustrierten Journalen“ auseinandergesetzt zu werden brauchten! —

Heute herrscht statt Schild und Schwert in den alten Höfen der „Rosenkranz“, heute werden an den spitzbogigen Thoren keine gotischen Heldenlieder mehr gesungen. Auf den Römerstraßen fahren aber auch keine deutschen Kaiserzüge mehr nach dem römischen Süden. Heute pfeift die „Bahn“ vorbei, wo einst Römer und Herren und deutsche Herzöge gewandert. Altes Wissen ist im Volke geschwunden wie alte Sage, und wenn manchmal ein blitzender Edelstein alter Kunde aufleuchtet in der Erinnerung des Volkes, vermag ihn fast nur mehr die rückschauende Poesie zu halten, daß er nicht vertrübe in Dämmerung und Schutt! — — —

Vor einem solch alten Schildhofe am Eingang des Passerthales sitzt ein junger Bauer. Über ihm rauscht es in wehender Kastanienkrone. Aus den Zweigen singt eine Amsel ihre hellen Frühlieder. Denn der Tag ist erst im Erwachen und scheu glänzt noch die Sonne herüber von den prunkenden Dolomitschründen. Aber der junge Bauer merkt das alles nicht. Lang' und ernst sinnt er für sich. Unruhig steht er dann auf und tritt in das Haus.

Dort hängt an der Wand ein Bild. Es muß uralt sein, ist mit Ölfarben gut gemalt, aber zersprungen und stark verblaßt. Es ist ein Frauenbildnis. Ein feines Gesichtchen mit dunklem Auge, ein süßes Lächeln um die zarten Lippen.

Der junge Bauer steht davor, schaut hinauf und immer wieder hinauf. Und das alte Bild lacht herab zu ihm, bis er selber zu lachen anfängt. Dann sinnt er wieder in stillem Traum.

Ein Gelehrter geschichtlicher Wissenschaft, der mit jedem Herbste herabkam ins Traubenland vom deutschen Norden, hatte über das seltene Bild Forschungen angestellt. Ein alter Schildhofer

müsse einmal ausgezogen sein nach dem Süden in des deutschen Kaisers Heerbann, nach dem weiten Poland, nach dem stolzen Mailand. Von dort stamme das Bild; das deute Tracht und Stirnreif; insonderheit zu nehmen, wäre es eine Herzogin von Mailand.

Dem jungen Schildhofer kam die schöne Herzogin von Mailand nimmer aus dem Kopf.

Überall, wo er geht und steht, lacht sie ihm zu. Da die Ostermesse durch die Dorfkirche brauste und die Pfeifen sausten und die Geigen schwirrten, glaubte er es darein singen zu hören mit süßer Stimme von seligen Lippen; und wenn die Dorfburschen mit ihren Mägden um die Mailinde tanzten, wenn die Stutzen knallten am Schießstand und die Jodler gellten beim Almauffstieg und die Schellen läuteten und brummten, da stand er allein in der Stube und schaute hinauf zur lachenden Herzogin von Mailand. Es zog der Winter über das Thal. Es kam der Frühling. Die Kirschbäume schneiten das schneeige Blütenlaub herein in die Stube. Es kam der Sommer. Es kam der Herbst. Die Trauben

wurden reif, und der purpurne Wein rann von rührigen Spünden.

Da kam der deutsche Gelehrte. Als der junge Schildbauer ihn sah, griff er ihn beim Arm und zog ihn in die Stube. Da stand ein Weinkrug, da standen Becher. Der Gelehrte schaute den jungen Bauern an. Da wußte er, was er zu thun hatte.

War es ein Märchen? war es Wirklichkeit, was er ihm gesprochen, was dem Junggoten die blühende Farbe der Wangen mit Sehnsuchtsblässe getauscht? Oder hat er ihm bloß eines „angelogen“, als die beiden beim feurigen Etschländer saßen vor dem Bilde der minniglichen Herzogin von Mailand? — — —

Der Kaiser Barbarossa wollte die stolze Lombardenkrone zwingen. Mit mächtigem Heerbanne fuhr er über die Alpen. Schildhofer gaben ihm das Geleite. Einer zog mit hinunter ins tiefe Welschland. Blutiger Sturm raste um die Stadt Mailand. Endlich fielen die Thore, es brachen die Zinken, es zitterten die Paläste über dem Ansturm deutscher Streithorden. Klage gab es

durch die Stadt, weinende Frauen schrieen um Gnade. Dazwischen rann Blut unter deutschen Schwertern. Der Schildhöfer war mit geschwungenem Streitkolben an einen Palast gekommen. Stille lag darin. Der Marmor blinkte prächtig von den Wänden, Purpurhänge fielen durch den Gang. Der Bauer eilte durch die Säle. Da stieß er auf eine Bande wälscher Plünderer. Zugleich eilte ihm eine Frau entgegen, mit flehendem Aufschrei sank sie vor ihm nieder, Rettung bittend. Das dunkle Auge lohte in wilder Verzweiflung. Der Schildhofer trieb mit wuchtigem Kolbenschwung die stürmende Rotte durch den Gang, bis sie fluchend die Straße fand. Er kam zurück. Inniger Dankesblick empfing ihn. Der Sturm brauste, Mailand wurde gedemütigt, Paläste brachen. Von dem allen wußten zwei nichts — der Schildhofer und die schöne Herzogin von Mailand. Das alte Gotenblut war aufgewallt in der Brust des Passerbauern — er lag vor der stolzen Südländerin. Mit zarter Hand fuhr sie ihm durchs goldene Lockenhaar. Sie fühlte nichts als die

süße Gewalt des seligen Blickes. Draußen krachten die Dächer, rauchten die Straßen von Brand und Mord. Und als es hereinrauchte in den Palast der Herzogin, als es donnerte in neuem Sturm, hob er die Fürstin auf starken Arm und trug sie durch die Trümmer des stürzenden Palastes. — Hat der selige Blick die Gewalten des wilden Sturmes gescheucht? Auch die wildesten Stürme verwehen. Mailand stand auf in neuem Stolze, in neuem Marmor seine Paläste. Und der Schildhofer und seine Herzogin? — — Die Stürme des Menschenherzens gleichen den Stürmen des Sommerhimmels: ein zündender Blitz, unsägliche Wucht der Leidenschaft, dann scheint die Sonne wieder, die Flammen erlöschen. Ein mildes, sanftes Vergessen zieht ein ins Herz. Für die Sehnsucht einer Menschenseele pflegt es gewöhnlich keine Gnade zu geben! — —

Der Schildhofer war heimgegangen, wieder in seine Berge. Auf seiner Brust hatte er das selige Konterfei der schönen Herzogin von Mailand getragen. Das hat er aufgehängt in der

Stube. Es hängt jetzt noch dort, und wir wissen, was es für Unheil gestiftet hat. —

Das hatte der deutsche Gelehrte dem jungen Bauern erzählt im vorigen Herbste, als sie den Wein tranken und von der Herzogin sprachen. —

Dann war der Winter gekommen. — Und dann blühten die Linden. Süßer Hauch zieht her von wonnigem Frühlingsgarten. Mit neuem Purpur besonnen sich in der blauen Ferne die jähen Dolomitschrofen.

Zum letztenmale steht der Schildbauer vor dem Bild. Dann geht er. Wohin? — Zur Herzogin von Mailand!

War es wirklich der Zauber des Bildes, der ihn forttrieb vom stillen Schildhof? Oder war es jungerwachte Gotenwanderlust, die ihn hinunterzog nach dem sonnigen Süden? — Wenn Sehnsucht im Herzen blutet, und kein Gedanke des Friedens mehr durch die Seele zieht, dann kann nur noch fröhliches Jugendwandern alte Wunden heilen, finstere Träume scheuchen, süße Qualen stillen. Das Donnern der Bergströme, das Säuseln der Blütenhaine, das Rauschen der

Tannengründe, das Summen der Städte übertäubt die Stimmen der Sehnsucht. Dann aber wird es sonnig wieder im ganzen Herzen! —

Der junge Schildhof geht auf die Wanderung. Es ist ein weites Stück von der Passer bis nach Mailand. Da läßt sich vieles vergessen. Aber jenem lacht mit jedem Schritte das Bildnis seines Traumes holder, inniglicher, begehrenswerter. Er sieht es leuchten durch die rauschenden Zweige des Waldes, aus Seetiefen und Wiesengründen taucht es empor, immer schöner, sanfter, deutlicher. Der dunkle Glutkrystall des Auges, der süße Glanz der grüßenden Lippen!

Schon geht es hinunter an die welschen Berge. Dort leuchtet der See, innige Wunder deutschen Landes vereinend mit südlicher Pracht. Da faßt eine träumerische Wehmut das deutsche Herz. Die deutsche Sehnsucht nach dem Süden, dem Zauber gleich, der den Waldbewohner an den glänzenden Quell trieb zur schlummernden Nixe, schaut zurück nach den schwindenden Bergen, den traulichen Matten und Firnen der Heimat. Ein Paradies steigt auf, Blüten empfangen den Fuß.

Aber der Gedanke kehrt immer wieder zurück wie ein verwehender Gruß.

Aber bald wird das Paradies zur heißen, schwülen Öde. Endlose Flächen spannen sich leer und dunstüberronnen dahin. Nur wo der Wald vorspringt, wo Quellen durch den Grund rauschen, wuchert üppige Pracht aus dem Boden. Dort tauchen die stolzen Türme auf, von weitem glänzen die Paläste. Säulenhallen grüßen den Wanderer mit dem glühenden Gruße der stolzen Italia! —

Der Schildhofer steht auf Mailands Boden. Da muß ihm das ersehnte Bild begegnen! Aber er findet es nicht. Drei Tage sucht er. Daß er in Palästen suchen muß, das weiß er, den Worten des deutschen Gelehrten gemäß. Aber die stolzen Paläste öffnen dem deutschen Bauern ihre Herrlichkeiten nicht.

Nur ein Palast steht mit offenem Thor. Das betritt der junge Bauer. Kein Mensch hindert ihn. Lange Gänge thun sich auf, schimmernder Marmor rechts und links, oben und unten. Mächtige Bilder verkleiden die Wand. Da sieht

er eins. Ein bekannter Blick trifft sein Auge. Der Schildhofer steht wie gebannt. Er braucht nimmer weiter zu suchen. Das muß sie sein, seine schöne Herzogin von Mailand! — — —

Lange steht er vor dem Bild.

Da hört er Schluchzen und Weinen neben sich aus finsterem Saal. Er tritt hinein. Ein dunkler Raum empfängt ihn. Um einen Sarg brennen dämmernde Totenkerzen. Frischen Hauch duften grüne Palmen durch den Saal.

Im Sarg liegt ein bleiches Mädchenbild. Schön, tot. Eine rührende Anmut und Schönheit leuchtet von dem bleichen Gesicht. Um die Lippen das Lächeln, das den jungen Schildhofer hinabgezogen von den fernen Tiroler Bergen. Lächeln die Herzoginnen von Mailand — auch wenn sie tot sind?

Der Schildhofer stand lang' im Saal. Warum stand er dort? — Was ist ein Menschentraum? Was sind die Träume der Sehnsucht, der Liebe, der Hoffnung? Schildhofer träumte den Traum der Jugend von der toten, jungen Herzogin von Mailand! Und warum tot? —

Zu Barbarossas Zeiten hat eine Herzogin von Mailand einem träumenden Schildhofer gelebt — — war es besser? —

Was weiß ein heutiger Tiroler Bauer von der Philosophie des „Unbewußten“, auch wenn er von alten Goten abstammen sollte?

Lang stand der junge Schildhofer im Saal. Dann ging er. Ging durch die Straßen, ging hin unter den prunkvollen Palästen. — Er ging nimmer, die Herzogin von Mailand zu suchen: — was er suchte, hatte er gefunden; was er wollte? — — — Er hat überhaupt nichts gewollt! — —

Im Herbst kam der deutsche Gelehrte wieder an die Passer. Die Herzogin von Mailand lachte in alter Schöne und Munterkeit aus der Dämmerung des Grundes. Ein Kranz von Rauten und Rosen schmückte den Rahmen.

Der junge Bauer erzählte.

„Nun — und wie hat dir die Herzogin von Mailand gefallen?“

Der Schildhofer that einen langen Blick auf

das Bild, dann einen langen Zug aus dem Weinbecher, und als er den Gelehrten anschaute, standen ihm Thränen in den Augen.

Es sprach keiner mehr etwas von der Herzogin von Mailand.





Adolf Heinrich Povinelli.

Geboren am 12. Juli 1861 in Innsbruck, lebte nach vollendeten Studien einige Jahre als Assekuranzbeamter in Wien und Paris, kehrte aber bald wieder in die Heimat zurück, woselbst er als Journalist thätig war. Im Jahre 1886 begab er sich nach Wien, wo er seitdem als Privatbeamter und Schriftsteller lebt.

Erschienene Bücher:

Morgenwolken. Lyrische Gedichte. 1883.

Ahasverus in Tirol. Poetische Erzählung. 2. Auflage. 1892.

Mönch und Herzogin. Epische Dichtung. 1894.

Freie Liebe. Zwei Sonettenkränze. 1895.





Getäuschte Sehnsucht.

Wie hab' ich aus der Ferne mich
Gesehnt nach jenen trauten Räumen
Voll Tannenduft und Amselschlag,
Um wieder selig dort zu träumen.

Der heiße Wunsch blieb lang versagt;
An meinem Ohre hört' ich branden
Das tolle, wüste Weltgewühl
Anstatt am Heimatstrand zu landen.

Da kam der Tag. Ich lenkte frei
Zu meinen Bergen froh die Schwingen,
Um ihren stillen Wanderreiz
Mit Feuerhymnen zu besingen.

Doch schreitet langsam nun mein Fuß
Einher auf einst ersehnten Pfaden,
Es will der nimmermüde Geist
Sich nicht mehr in der Waldluft baden.

Er sehnt zurück sich in die Welt
Und sucht hervor die Wanderschuhe
Und eilt aufs neu dem Tosen zu,
Beklemmt von dieser Klosterruhe.



Kokettes Spiel.

Obgleich dich Hymens schwere Ketten binden,
Hast du mit fremden Göttern auch gespielt,
Bis einer kühn auf deine Brust gezielt —
Und nun versuch's, dich wieder frei zu winden!

Bald werden deiner Tugend Kräfte schwinden,
Weil schon die Leidenschaft das Herz zerwühlt,
Das des koketten Spieles Folgen fühlt
Und nun den Fluch der Sünde muß empfinden.

Er stand vor dir in viel zu schöner Larve,
Und schmeichelnd wußten sich ins Herz zu schleichen
All die verbot'nen Weisen seiner Harfe.

Zum Dämon ward der Gott, der dich geblendet.
Von deiner Seite wird er nimmer weichen,
Gleichviel, ob es zum Heil, zum Unheil endet!



Lieder vom Gardasee.

Wogen flimmern, durch die Fluten
Gleitet hin ein Kahn so sacht,
Ringsum strahlt in hellen Gluten
Grünbegrenzte Bergespracht.

Säuselnd, wie die Abendwinde,
Dringt ein zarter Sang ans Ohr;
Als ob Schicksal sie verkünde,
Taucht die Wassernix' empor. —

Sah ich nicht den Nachen sinken,
Trunk'ner hier am Waldessaum?
Wellen blinken, Wellen winken —
Ach, wo bleibt der schöne Traum?



Gedenkst du jener Wonnezeit,
In der wir uns gestanden,
Daß wir gefesselt Allebeid'
Von gleichen Liebesbanden?

Wie heiß das Herz mir hämmerte
In dieser gold'nen Stunde,
Und bis der Abend dämmerte,
Hing ich an deinem Munde.

Als selig dann ich von dir schied,
Bin ich hinausgefahren,
Im ungestümen See, im Lied
Die Lust zu offenbaren.

Nicht achtet' ich den Wogengraus,
Seit in mir selber Frieden,
Ich wagte kühn mich weit hinaus,
Und froh, wie nie hienieden.



Anton Renk.

Geboren am 10. September 1871 zu Innsbruck, besuchte daselbst das Gymnasium und die Universität, an der er sich philosophischen und germanistischen Studien widmete und die Würde eines Dr. phil. erwarb. Er lebt derzeit als Professor an der Mädchenfortbildungsschule in Bozen.

Erschienene Bücher:

Ranken. Gedichte. 1894.

Küsse. Novellen. 1895.

Die Schneekönigin. Drama. 1896.

Ins neue Land. Drama. 1896.

Im obersten Innthal. Kulturgeschichtliche Monographie. 1897.

Von der Feirtigschuel bis zur Hoachzetroas. Skizzen. 1896.

Pax vobiscum. (mit K. Newesely.) Gedichte und Skizzen. 1897.





Heimweh.

Weit draußen liegt die stille Nacht,
Hat manchen Stern im dunkeln Haar
Und spiegelt sich im See so klar . . .
Da ist die Sehnsucht aufgewacht:
Im Dunkel dort des letzten Rands
Der letzte Berg des Vaterlands!

„Schlaf' ein, Gesell', und schließ das Buch,
Wähl' dir zum Forschen and're Zeit,
Nicht wenn die Sehnsucht ist so weit.
Die Lampe aus! Es kommt Besuch.
Im Dunkel still. Ein leiser Chor
Sagt dir ein Traumgeheimnis vor."

Die Thür geht auf, es tritt herein
Die Maid im Alpenrosenkranz
Umströmt von Firnenfrührotglanz

Und sagt: „Du bist so ganz allein.“
Legt ihre Hand mir auf die Brust.
Es fällt vom Kranze roter Bluft.

Sie zeigt mir eine Wunderschau:
Den lichtumsprühten Eisaltar
Und friedhofstill ein weites Kar
Und einen Adler in dem Blau.
Ein sehnsuchtsblasses Edelweiß —
Und Bergnachtlieder klingen leis.

Dann führt sie mich zum Hochwaldbraus,
Wo ew'ges Werdenvolles gärt;
Ein Hirte auf zur Alpe fährt,
Im Tannicht hält die Meise Haus,
Ein rotgeäugter Falter schwingt,
Ein Reh den Waldsteig überspringt.

Im Feld des Kornes grüne Flut
Und Sensenrauschen: Blütentod,
Der Heimatgrüße mir entbot;
Im Thalesgrund das Dörflein ruht;
Der Brunnen rauscht und sagt dabei
Ein ewig liebes Einerlei.

Und eine Dirne frisch und stolz,
Die hat im Aug' ein eignes Licht —
So glänzen hier die Augen nicht —

Sie jodelt laut . . . Vom Oberholz
Der Wind des Wildrers Antwort bringt,
Die in der Zither weiterklingt.

Und Abend wird's. Im Küchenrauch
Gestalten werden, eine Schar
Von Bergesgeistern wunderbar,
Die alten deutschen Götter auch,
Sie reden leis' vom Schatz im See,
Vom Berchtengang und Nixenweh . . .

Vierzeilig klingt das Lied darein
Von Leid und Lieb' und Berg und Licht —
Und durch die Fensterscheiben bricht
Der Sonne Alpenrosenschein.
Fremd ist das Land! — Ich bin erwacht.
O komm bald wieder, stille Nacht!





„Te deum . . ."

Es ist eine tiefe Nacht.

Die Felder sind zerstampft und zerfahren. Dumpfer Geruch brütet über den aufgerissenen Ackerkrumen, aus denen seltsame Saaten aufgehen, die Saaten des Todes: Bajonette, Rädertrümmer, Sättel, Säbelsplitter, Menschenarme, Trommelschlegel, Tornister, zerfetzte Gliedmaßen, Flinten, Patronentaschen, Czakos, Schulterblätter, Trompeten, Roßkadaver, Blutlachen und Menschen; zerrissene, verzerrte, blutüberronnene, bleiche, stöhnende, kalte, steife und sich windende Menschen; Menschen, die bestimmt waren zur Lebensfreude.

Halbvoll, trübgelb steht der Mond am sternenlosen nächtigen Himmel, der von wilden Wolkenfetzen durchflattert ist. Da und dort hebt sich verzerrt ein halb niedergetretenes Gesträuch vom Hintergrunde ab ... dort in der südlichen Ferne ragen einige starre, schwarze Pappeln, umgeben von einer braungelben Lichtung, die allmählich sich abschwächend weit hinauf in das Nachtdunkel greift.

Der leise gehende Fluß zieht wie eine glührote Schlange durch das Dunkel . . . das Verlodern eines Dorfes spiegelt sich in seinen Fluten.

Da und dort noch ein Wehschrei, ein Stöhnen, ein Fluch. Manchmal huschen unsichere Lichter hin und her. . . . Die Leichenräuber sind bei der Arbeit.

Am Bachrande, halbverborgen in einem Erlenbusche liegt Hans Freiger. Seine Füße stecken im Ufermoraste, aus seiner Brust quillt langsam Tropfen auf Tropfen, eine Totenuhr: stet und verläßlich.

Ein wertvolles Sterbetuch aber hat er, eine goldgestickte Decke ist über seine Glieder, welche

die Kälte des Todes durchrollt, gezogen. Die Fahne seines Regimentes ist es, welche er gerettet, als der, der neben ihm liegt, bleich, steif und kalt, sie ihm rauben wollte. Er hat ihn niedergeschlagen, aber auch er — — sein Blut und des Feindes Blut strömen in dieselbe Erdritze . . . Blut ist gesät . . . Wird Blut aufgehen? Es wird mit dem Hans auch bald zu Ende sein.

Einen dumpfen Stundenschlag hört man fernher von einem Dorfe.

Da tritt der Mond aus den Wolken und ein voller Glanzstrom fällt auf den Sterbenden. Wie wenn vom Himmel herab eine lichte Hand sich strecken würde, um ihn hinaufzuführen, ist es. Der Mondstrahl fällt auf den Goldreif an seiner Hand, daß er hell aufblitzt.

Und der Hans muß an allerlei denken: Nun wird er die blonde Martha wohl nimmer wieder sehen am Parkbrunnen unter dem blühenden, duftenden Flieder. Mit diesem funkelnden Reif hat er ihr an einem leuchtenden Sommerabend die Treue versprochen und . . .

Da . . . jetzt. — — Der Tod löst sie ein. Leisen Schrittes kommt es heran. Eine kalte, hastige Hand streift ihm den Verlobungsring vom Finger . . . der Tod löst . . . die Hand tastet nach dem Herzen . . . Nein, nein! . . . Nicht nach dem Herzen . . . nach der Uhr! . . . Und nicht der Tod ist's . . . die Geldgier ist es, deren Augen aus dem Dunkeln leuchten.

Sie hat die Schlacht gewollt, sie zog den Ring ab, sie reißt dem Sterbenden die Sterbedecke weg, die reichgestickte Fahne, sie hält fürchterliche Nachlese nach dem Erntefest des Todes auf dem nächtigen Schlachtfelde.

Wieder allein. Da kommen aus dem Lande der Erinnerungen gezogen die Phantasien:

. . . Fliederbüsche, Parkbrunnen, Eichenkränze, ein goldener Ring, Leichenräuber. Die Mutter vor dem Kreuze . . . Martha steht am Stadtthor mit Blumen in der Hand. In den Kirchen: te deum laudamus! schreien — Mörder . . . Mutter . . . Martha.

Mit einem krampfigen Stoße verbohrt sich

der Fuß noch mehr in den Morast . . . und nun ist alles still.

Es ist einer fürs Vaterland gestorben.

*
* *

„Sie kommen, sie kommen“ jubelte es schon in aller Herrgottsfrühe durch die Stadt. Um die Säulenschäfte der Paläste und Kirchen, um die Fenster der Häuser befestigen schmückende Hände Tannen- und Eichengewinde nnd Blumenzier. Triumphbogen baut man in Eile, Bilder stellen die Mädchen an die Fenster: die Germania, den König, Bismarck und Moltke . . aus den Dachluken schieben sich bunte Fahnen vor, sogar die weißgelbe päpstliche flattert hoch am Kirchturm . . . und aus der Schulthüre stürzen jubelnde Kinder: „Heute ist schulfrei!“

Nur am Stadtthor steht ein einfaches, ungeschmücktes Haus. Wer soll es auch zieren? Die alte, einsame Frau Freiger kümmert sich nicht mehr darum.

Sie sitzt bei einer Schale Kaffee in der einfachen weißgetünchten Kammer, in deren Eck ein

altes Christusbild hängt. Epheu umspinnt es, zu Füßen brennt eine rote Ampel mit unsicherem, trüben Lichte, und in einer Vase ist welker Flieder.

Es will der alten Frau der Kaffee heute gar nicht schmecken, es ist ihr so eng ums Herz. Schon die ganze Nacht war's so gewesen, sie hatte gar nicht einschlafen können. Und gestern auch. Ganz konfus war sie gewesen, gestern hatte sie sogar vergessen in der roten Herrgotts-ampel Öl nachzugießen, was ihr sonst noch nie passiert war.

So eine Nacht ohne Schlaf ist lang für eine Mutter, wenn sie immer an den Sohn denken muß, der draußen in der Schlacht ist . . . Da hat es auf einmal beim Kreuzbilde drüben auf-gezischt, und das Licht war verlöscht.

. . . „Sieg! Sieg! Sieg!“ hatte der Bäcker-bursch in der Frühe beim Fenster hereingerufen, als er der alten Frau die Semmeln aufs Fenster-brett legte, und bald darauf haben alle Glocken angefangen zu läuten, feierlich und verheißungs-voll, dumpf und hell kam's aus den blauen, sonnigen Lüften gezogen mit allen Glocken-

stimmen, mit allen Stimmen: Schwere, herrliche Männerstimmen, jubelnde Kinderstimmen erschallten aus der Höhe und kündeten die heilige Botschaft: Friede sei auf Erden.

Und doch war der alten Frau so angst.

Früh am Vormittag kam auch die Martha gelaufen. Ihr neues himmelblaues Kleid hatte sie angezogen, und Veilchen hatte sie vor die Brust gesteckt, und sie umarmte die alte Frau und fuhr ihr mit den weichen, warmen Händen über die runzelige Wange und jubelte: „Sieg! Sieg!“

Aber die alte Frau wollte ihr Haus nicht schmücken. All diese Blumenstöcke hin und her zu tragen, das war ihr viel zu schwer. Und so blieb alles beim Alten. Martha ging; gekommen sie war um zu schmücken helfen.

Die alte Frau aber kniete vors Christusbild hin und betete ein Dankgebet voll heißer Mutterliebe.

Da wurde die Thür aufgerissen, und herein stürzte Martha und schrie: „Mutter“.

Der Schrei sagte alles. — Am Betschemel



wollte die alte Frau sich festhalten, aber sie riß den Betschemel mit.

In der Zeitung stand: „Auf dem Felde der Ehre sind gefallen: Johann Freiger, Fähnrich des X. Regiments . . .“

Die Mutter las es nicht mehr. Sie wußte es ohnehin schon. Nun wußte sie auch, warum in der Nacht die Lampe ausgelöscht war. Die Mutter las es nicht mehr — sie brauchte es nicht mehr zu lesen. Sie sagte auch gar nichts dazu; sie sagte überhaupt nichts mehr . . .

Es ist eine fürs Vaterland gestorben.

* * *

Es ist ein funkelnder Tag. Wie lichtblaue Seide weht es über den sonnumflirrten Giebeln der hohen Stadthäuser.

Dichtgedrängt, voll festlich gekleideter Menschen sind die Straßen. Fahnengeflacker, Glockenrufen zieht durch die Luft und über Allem liegt eine ungeduldige Erwartung: sie kommen.

Im Hause am Stadtthor steht Martha im schwarzen Kleide und schaut auf die Uhr. Warum

der Geistliche nicht kommt? Die Träger warten schon lange!

„Sie kommen“ — die Sieger. Da in der Pappelallee fernab wird eine sich langsam näherwälzende Staubwolke sichtbar. Die Böller knallen, die Standschützen der Bürgerkompagnie geben knatternde Salven, in den Kirchen entglimmen die Kerzen und erdröhnen die Orgeln. Hoch herab tönen die Glocken, und die Volkshymne braust von Tausenden gesungen über die Straßen.

Der erste Reiter sprengt durchs Stadtthor. Blumen und Kränze fliegen. In gleichmäßigem Schritte kommen die Krieger gezogen. Da ein fröhliches Aufleuchten der Liebe im Menschenauge: er ist wiedergekommen. Und dort ängstliche Frage.

Eine brausende Sturmflut: Hoch, hoch, hoch Der König!

Tücher wehen, Klänge, Rufe rasen, Blumen sinken nieder aus der sonnigen Luft.

Da drängt sich ein Priester durch die Volksmenge. Dem Hause am Stadtthore wendet er sich zu. Drinnen im halbdunkeln Hausgange steht ein Sarg . . .

„Heil dir im Siegerkranz."

Und der Priester sagt ein Totengebet.

Sie können nicht hinaus, das Gedränge ist zu stark. Unwillig schauen die festfrohen Leute in den Hausgang hinein, in dem der stumme, schwarze Sarg steht ... — wie eine Anklage.

Endlich ist der Festzug zu Ende, und die alte Frau kann zu Grabe getragen werden. — Die Leute, welche es sehen, wenden sich unwillig ab; man schimpft sogar. Und die alte Frau ist doch auch fürs Vaterland gestorben. Die Menschen vertragen eben den schrillen Geigenstreich des Todes nicht zwischen ihren Siegessymphonien.

Martha geht allein hinter dem Sarge.

In der nächsten Straße ist der Weg schon wieder gesperrt, weil die Wagen des roten Kreuzes angefahren kommen.

Und während die Träger, der Priester, die Tote und Martha warten, tönt es aus der Kirche heraus so seltsam, so höhnisch ...

Drinnen funkeln die Kerzen und blitzen die goldnen Gewänder, und schwere, blaue Weihrauchwolken drängen sich empor in die gotischen

Wölbungen und die Orgel dröhnt: Te deum laudamus.

Te deum laudamus, Martha?

Te deum laudamus! schreien die Sieger, und am Kreuze hängt blaß und still der, der einst die Botschaft kündete: „Der Friede sei auf Erden“ ... der das Gesetz gab: „Du sollst nicht töten“ ... te deum laudamus aber schreien die, welche gehaßt und getötet haben.

Und der Gott der Liebe schweigt dazu.



Heinrich von Schullern.

Geboren am 17. April 1865 zu Innsbruck. Er besuchte daselbst das Gymnasium und studierte auf den Universitäten zu Innsbruck, Graz und München Medizin, wurde 1890 zu Innsbruck promoviert und lebt als Dr. med. und Docent in Salzburg.

Bisher erschienene Bücher:

Durch die Brescianerberge. (Separatabdruck.) 1885.

Helldunkel. Bilder und Lieder. Mit einem poetischen Vorwort von Martin Greif. 1892.

In Vorbereitung:

Stiefkinder der Venus. Roman.

Neues Skizzenbuch.

Die Trichine. Schwank.







Warum?

— — — — — — —

„Oder das Ährenfeld, das goldige?“

„Das goldige?“

— — — — —

Was konnte ich dafür! das simple Ährenfeld war mir bisher immer ganz gewöhnlich gelb vorgekommen. — — — Ungeduldig wandte sie ihr ernstes Gesichtchen ab von mir, dem einfältigen Knaben. Meine blonde Gouvernante!

„Siehst du den Himmelsdom da über uns? Ist der nicht schön?“

„Schön? — Warum — schön? Ich sehe nur, daß er blau ist, wie das Vergißmeinnicht.“

„Und die tausend Blüten an den Bäumen und in den Wiesen? — Ist das Vergißmeinnicht selbst, dies zarte, kleine Blümchen, nicht wunderschön?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herbes Zucken um den gestrengen Mund. Harte verächtliche Linien:

„Armes Kind, deine Augen haben das Sehen noch nicht gelernt."

Auch gut, dachte ich und lächelte ein wenig blöde und ein wenig — boshaft zugleich.

Ein Prangen der bunten Pflänzchen in der Wiese. Jedes einzelne lachte behaglich. Satter Grünglanz der Blättchen. Käfer liefen in eiligen Geschäften. Ihre Flügeldecken schlugen blendend den Sonnenstrahl zurück. Die Minzenblumen dufteten wie besessen. — Drüben, weit über dem See, die Berge. Ein süßer Hauch, wie Vorahnung unbekannter Wonne.

Fräulein Clotilde spähte regungslos in die Natur hinaus.

Ein leises Seufzen der Bewunderung.

Die keuschen Züge, wie in Andacht schwimmend.

Meine blonde Gouvernante!

„O Natur, wie schön, ach wie wunderschön!“

„Was ist schön, Fräulein Clotilde?“

„Alles, was wir sehen, Oskar, alles. Die ganze Natur!“

„Aber warum, Fräulein Clotilde, warum ist das alles schön?!“

Hm, da rückten die zarten Brauen düster zusammen.

Sie schwieg. — Eine beklemmende Pause.

„Dieses alberne Wort ‚warum‘! Wie kann man nur so ungeschickt sein, immer ‚warum, warum, warum‘ zu fragen?!“

Dabei äffte sie sogar ein ganz klein wenig meine Stimme nach.

Ja, warum, um Gottes Willen warum, wenn sie es mir nur erklären wollte!

Ich streckte mich etwas trotzig ins hohe Gras und guckte in die Luft. Der ganze blaue Himmel fiel mir ins Auge. Nun wollte ich einmal mit Muße ergründen, warum der eigentlich so ganz besonders schön sei. Aber die Augen

wurden müde vom vielen Schauen und Ergründen.

Im Halbschlummer glitten mählich die Lider herab.

Leise krabbelte etwas neben mir. Es strich über die Gräser hin und zupfte an den Stengeln. Jäh schrak ich empor.

Ein großer Käfer, eine Echse, ein Heupferd?

Schwups! Da hielt ich ihn fest, den Ruhestörer.

Es war — ihr Händchen.

Während all die Bewunderung der Natur den Blondkopf gefangen gehalten, war dies Händchen liebkosend über die grünen Lebewesen der Pflanzenwelt hingestrichen. Die kleinen, runden, spitzzulaufenden Finger! Ich ließ sie nicht mehr los und betrachtete die rosaroten Nägel mit den weißen Monden entzückt.

„Hat das auch die Natur gemacht, Fräulein Clotilde?“

„Allerdings — ja, ja — gewiß,“ lächelte sie verlegen, und ein wenig mißtrauisch. Während das kleine fünfgliedrige Ding in meiner

Hand zappelte und zu entfliehen drohte, schob ich kühn den weißen Battistärmel empor! Wie wundersam die Linien um den vollen Ellenbogen! Der Oberarm gleich Schwanenflaum.

„Wie zart, wie süß!“

Einen Augenblick vergruben sich meine Kinderlippen dort, wo die blauen Äderchen durch die Ellenbeuge ziehen. Wie es nur möglich war?! Aller Respekt vergessen! Mit einem Ruck befreite sich die winzige Hand und flog strafend, schmerzhaft strafend, auf die meine nieder. Arme kleine strafende Hand! Sie ward so erbärmlich rot von dem schrecklichen Schlag. Viel röter, als — die meine.

„Oskar, du bist ein ungezogener Junge!!“

Hu, nun stießen die lieben Brauen so dicht zusammen, daß sie zu einer einzigen Unheilslinie wurden. Dieses unselige Wort „warum“. Es war an allem Schuld. Sie hätte meine Keckheit nicht so ernst genommen. Ja — nun war ihre Laune dahin. Und Papa? — — — Der Hofmeister würde nun angerückt kommen, der längst angedrohte „eiserne Mann“ . . . Und doch, ich

hielt meinen Mut fest. Nicht umsonst stand ich an der Eingangspforte der Flegeljahre. Hartnäckig lächelnd ließ ich ihren Mnnd nicht aus den Augen. Das Lippenpärchen konnte nicht lange so entsetzlich finster bleiben.

Sie war ja so gut. — So gut.

Im Grunde genommen recht zum Lachen aufgelegt, trotz ihrer Würde, trotz der wichtig ernsten Miene.

Meine blonde Gouvernante!

Wie es kämpfte, das Mündchen. Wie die Augen aus ihrer strafenden Rolle fielen und heimlich die niedliche Hand musterten, ob sie wirklich, wirklich so schön sei.

Da, endlich zog es unwiderstehlich in beiden Mundwinkeln. Ein Lächeln flog rosig über das Gesicht, und das Händchen, das eben so grob zugeschlagen, bot sich ganz zahm zur nächsten Ansicht dar.

„Ist denn das wirklich schön, verstehst du — ‚schön‘?“

„Ach, wie himmlisch schön!“ rief ich begeistert. Es klingt mir heute noch in den Ohren, wie

sie damals unbändig lachte. Ich habe sie niemals so lachen gehört:

„Das also ist endlich einmal ‚schön‘? — Hahahahahaha—a-a-a-a.“

— — — — — — — — — — — — —

Mit offenem Munde mag ich sie angeglotzt haben. Sie zog mein Ohr zu sich und lachte die Worte hinein:

„Aber — ‚wa—rum‘?!!“





P. C.

Aufrichtige Anteilnahme von seiten des Nicht-Litteraten ist allerdings sehr erwärmend für jeden Jedermann.

Schließlich — hm — schreiben wir ja doch für das Publikum.

Natürlich! — Aber der Herr Fadinger — dessen Anteilnahme . . .

Unerhört; macht mich für das Thun und Lassen aller meiner Helden verantwortlich!

Die „Ich—Erzählungen“ reißen ihn vollends aus der Contenance. Er lacht mit dem „Ich“, er jammert mit dem „Ich“, ganz je nachdem.

Übrigens giebt es viele solche Käuze. Unglaublich scheinbar, aber leider nicht zu ändern.

Nicht los zu kriegen, in diesem Falle. Spricht mich immer an, verfolgt mich, freut sich mit mir, bedauert mich, eben ganz — jenachdem.

Gerade jüngst ödete er mich wieder an: „Armer Herr Doktor! — Ich bin wohl nicht reich, aber sehen Sie, ich stehe allein in der Welt. Wenn ich Ihnen in Ihrer Verlegenheit . . .“

„Was denn arm, warum arm?!“

„Nun, schrieben Sie ja doch im „Modernen Kreuzfahrer“, Sie seien dem finanziellen Ruine nah!“

„Lieber Herr Fadinger, da bin ja nicht ich selbst gemeint. — Dichterische Phantasie. Haben Sie nie davon gehört?“

Trotzdem eine Woche später Glückwunschbeorgelung wegen bedeutender Erbschaft.

„Dichterische Phantasie, hören Sie:
Phan — ta — sie!“

— — — — — — — — — — — — —

Kam da zur Abwechselung wieder eine Anthologie zur Welt. Kein Mensch interessiert sich für solch eine Geburt. Mein Gönner aber kauft

und liest alles Gedruckte. Seine Nase betupfte demnach auch folgende, an sich hoch unschuldigen Sprünge meiner Feder:

Kein Ausweg.

Denk' ich der sündigen Jugend
Und drückt mich Gewissenslast,
Bei meiner pedantischen Tugend
Wird mir das Leben verhaßt.

Denk' ich der sündigen Jugend
Wie an ein Meer von Genuß,
So wird mir bei frostiger Tugend
Das Leben zum Überdruß.

Fadinger durchwimmelte eine peinigende Ungeduld. Er stürzte in meine Schreibhöhle und beschwor mich, keine Zeit zu verlieren. Eine reumütige Beichte. Einziger „Ausweg“. Einzige Remedur meiner Seelenqualen.

— — — — — — — — — — — — —

Damals schrie ich ihm das Wort „Phan — ta — sie“ schier 366 mal in das Gehörorgan, für jeden Tag des kommenden Schaltjahres.

Wollte Ruhe haben.

Ich wußte mir nicht mehr zu helfen.

So erwachte denn in meinem sonst höchst gutmütigen Innern ein satanischer Plan. Im Feuilleton seines Leibblattes entstand die Figur des Herr Fadinger täuschend ähnlich. Nicht zu verkennen. Seine ekelhafte Borniertheit werde mir noch die ganze Schriftstellerei verleiden, stand da deutlich zu lesen.

Ich empfand anfangs etwas Reue ob der Kränkung. Eine Art Beklemmung, als ich ihn daher kommen sah. — Sinnestäuschung? Die gute Laune blähte sich in seinem Gesichte und von weitem winkte er: „Nein, nein, weiß schon. Nicht so ernst zu nehmen, dichterische Phantasie, ha, ha, Phantasie!“

„Nicht alles, teurer Herr Fadinger, muß unbedingt Phantasie sein, vielleicht gerade in diesem Falle — nicht.“

Genügend grob.

Er schrumpfte zusammen. Etwas überflüssige Feuchtigkeit in seinen Augen. „Also doch, doch nicht immer,“ gröhlte er gedankenschwer.

— — — — — — — — — — — — —

Bald darauf Geburtsfest meines spiritistischen

Romanes „Tagebuch eines Verstorbenen“. Das freigewordene „Ich“ erzählte die Schicksale nach dem Tode der Materie.

Herr Fadinger neuerdings mein Wohlthäter. Er „kaufte“ das Buch. Und zwar rasch, gleich, sofort. Lag noch gar nicht in der Auslage — offenbar. Denn in den Händen meiner Frau war tags darauf schon ein — Lorbeerkranz mit schwarzer Schleife und eine Karte, worauf zu lesen:

Melchior Fadinger,
Privatier.

In der Ecke aber die bedeutungsvollen Buchstaben

P. C.





Aus der Bergheimat.

Eine Erhebung von zweieinhalbtausend Metern Höhe sieht man draußen, wo die Bergrecken rar sind, für etwas ganz Gewaltiges an.

Stand ich da, auf ragender Firnzinke, ganz drinnen in den Centralalpen, wo das Eis viele hundert Gipfel und Hochjöcher überglast, und schaute mit feuchten Augen auf mein lang ersehntes Heimatsland herab. Tief unten, nächst der Unterkunftshütte, von der wir heraufgeklommen, erhob sich ein grauer, elender Felskopf; 25 Hektometer absoluter Höhe, schreibt die Karte dem Knirpse zu. Aber so erbärmlich nimmt sich derselbe unter den prächtigen Firndomen aus, daß

er keinem Menschen aufgefallen wäre, der ihn nicht, wie ich, mühsam erst gesucht hätte. Wenn der Wicht draußen stünde unter den Hügeln oder wohl gar im Flachlande, der würde sich was dünken!

So mancher sucht die Einsamkeit. Denn nur sie allein läßt in ihm den stolzen Wahn gedeihen, daß er eine beachtenswerte Größe sei. Die Nähe der wirklich Großen drückt schwer herab, sie nimmt den Atem und den Glauben an die eigene Kraft.

* * *

„Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar — — —,“

Die bekannten Verse, mit welchen der große Thränentropfen Lenau seine „schöne“ Sennin besingt. So malt sich auch unsere Einbildungskraft die „schöne“ Sennin in die „schönen“ Berge. Leider zu bald wird uns genugsam bekannt, daß die Sennin im allgemeinen ein ganz gewöhnliches, vierschrötiges Bauerndirndel mit ebenso vierschrötigem Verstand und Seelenleben ist . . . Im besten Fall. Denn es giebt Exemplare, die trotz ihrer Gutmütigkeit und Ehrlichkeit geradezu mit

Entsetzen erfüllen können. Der plumpe Körper mit seinen enormen, meist hosenumspannten Hüften und dem Gang eines Roßkäfers ist von Monate altem Schmutz überzogen. Dem aufgetriebenen Hals entströmt, gequetscht, eine rohe, flüchereiche Sprache, während die breiten, eckigen, oft mit Bartborsten besetzten Lippen glückselig die Tabakpfeife tragen, oder, horribile dictu, Branntwein schlürfen. Unser lieber Herrgott da oben hat gut gewußt, warum er diese Menschen so und nicht anders erschuf. Sie wären zu Nichtsthuern und Schwärmern geworden. Sie hätten vom Morgengrauen bis in die Nacht herumjagend oder hingestreckt auf die Kissen brennendroter Alpenrosen, mit schönheitstrunkenem Auge die wundersamen Farbentöne der Berge, der Seen und des Himmels in sich eingesogen, sie hätten Lieder hinausgesungen, schöner, reiner und freier, als die Dichter drunten im Thale; sie hätten weinen müssen, beklemmt, überschwemmt vom Überreiz ihrer Felsenheimat.

Die Mistgabel aber und der Melkkübel würden jeden Reiz eingebüßt haben.

Deshalb hat ihnen der Schöpfer einen Schleier vor das Auge gehängt, der die überirdischen Strahlen des Schönen und Erhabenen nicht passieren läßt.

* * *

Nur die Berge sind mir treu geblieben.

Wie ein dem Grabe Entstiegener schleiche ich durch die Straßen. Die haben damals ganz anders ausgesehen. Viel weniger schön, aber weit gemütlicher. Diese großstädtischen Geschäftsanlagen, sie entfremden mir meine alte treuherzige Heimat. Es geht ein frostiger Hauch von ihnen aus.

Ich will nichts davon sehen und wende den Blick ab.

Wer ist denn das? Wie geht nur der einher?

Er ist ja ein Greis geworden. Kennt mich nicht mehr. Mühsam ist er an mir vorbeigekrochen und hat mich gleichgültig angeschaut, wie einen Fremden.

Ich kaufe mir zur Aufheiterung eine Cigarre in derselben Trafik, in der ich meine ersten heimlichen Cigarretten einst erstand. Die alte gräm=

liche Frau ist nicht mehr vorhanden und alles ist darin eleganter geworden. Eine junge, unbekannte Dame, modegerecht frisiert, fragt mich mit zucker=süßer Affektion nach meinen Wünschen.

Ein ältliches Fräulein kauft Tabak für ihre runzelige Nase. Die kenne ich ja. Auch ein Objekt meiner Papierkorbpoesie gewesen, als sie noch glatte Haut und volle Wangen hatte und nicht — schnupfte.

Hier mein Vaterhaus! — War damals schon alt und jetzt fürchten sich wohl die Leute gar, darin zu wohnen. Was das für Leute sind! Die habe ich ja gar nie gesehen. — — Und meine Jugenddummheiten, die ich alle hier verbrochen! Kein Mensch frägt mehr danach; verziehen, ver=gessen, weggeblasen, wie ich selbst. Auch einen an=deren Anstrich hat das Haus, einen viel weniger traulichen, weil eben einen anderen.

Wie viel Häuser sind da ringsherum nieder=gerissen! Die erhaltenen aber sind zum min=desten anders angestrichen, anders gedeckt, mit eleganten Läden ausgestattet.

Nirgends mehr ganz so, wie es einst war.

Ein Gefühl unsäglicher Wehmut beschleicht mich. Bin doch kein Feind des Fortschrittes! Gott bewahre, im Gegenteil! Und doch, ich möchte — daß ich mich nur getraue, es auszusprechen — ich möchte mein Vaterstädtchen wieder gerade so haben, wie es vor einem Vierteljahrhundert ausgesehen hat. Mit den alten Häusern, mit den Menschen von damals — und ich hätte vieles — vieles Verlor'ne wieder!

— — — — — — — — — — — — —

Ich erhebe meinen Blick wie hilfesuchend zu euch, ihr Berge. Ihr seid euch gleich geblieben. Mich treibt eine unwiderstehliche Sehnsucht, die Liebe des Verlassenen, hinauf ins Feenreich der Gletscher und der Felsenpracht!

— — — — — — — — — — — — —

Nur die Berge sind mir treu geblieben.





Gestalten.

Schlaflos.

Ich liege mit offenen Augen.

Hier ein leiser Schmerz. Dort ein Druck. Und eine Unruhe, eine qualvolle Unruhe.

Ich versuche alles. Auch das Kant'sche Zaubermittel. Vergebens. Alles vergebens.

Die Augenlider öffnen sich von selbst, wenn ich vergaß, sie aufeinander zu pressen.

O diese furchtbaren Nächte!

Mein Blick sucht in den Schatten der Nacht. Ganze Scenerieen, wie auf der Bühne, auf der offenen Bühne. Ein ewiges Verschieben. Allmählich andere Bilder. Wieder andere setzen sich

zusammen. Allmählich, so wie sich der Mensch ändert in uns.

Ich zünde ein Licht an und schaue nach der Uhr. Stehen geblieben. Sie ist alt. Fängt an müde zu werden. An ihren Platz eine neue. Frische Räder und Schrauben.

Ich denke an die Zeit, da ich selbst neu war auf der Welt. Neu und frisch. — Aus üppigen Zeiten Bilder voll Lust, voll Farbe. Der Jüngling voll strotzender Gesundheit. Der Mann, endlich der Greis. Er hat mehr Ähnlichkeit mit mir, als der Jüngling. Aber auch er ist ein anderer Mensch. Ein ewiges Zugrundegehen, ein ewiges Werden im Körper. Andere Wesen; etwas Ähnlichkeit, sonst nichts von früher.

Ein steinernes Bett. Darauf ein Leichnam. Mein Leichnam. Ich stehe dabei und sehe zu. Sie führen den großen Schnitt über die ganze Länge. Dann den Querschnitt. Die Fleischdecken werden zurückgeschlagen. Da liegen die Organe. Das Messer sucht nach den abgenützten Rädern und Schrauben. Da und da. Wer hätte das

gedacht? Lange schon morsche Organe, abgearbeitet, müde.

Ich habe alles gesehen, ganz genau. Ich konnte es sehen, denn ich bin ein anderer, ein ganz anderer.

Auch mein Herz habe ich gesehen — mein armes Herz.

Aufgerichtet sitze ich im Bette. Der kalte Schweiß auf meiner Stirn.

Auf den Türmen schlagen die Glocken eins, zwei, drei bis zwölf. Eine nach der andern.

Neuerdings zünde ich das Licht an. Ich kleide mich an und wandere — wie so oft in stiller Nacht — zu meinem Arbeitstisch. Ich suche eine leichte Beschäftigung. Sie soll meine Nerven zügeln, beruhigen, angenehm ermatten.

Ruhiges Atmen im Nebengemach. Ganz regelmäßig. Wie süß, wie traut! Meine Kinder, meine frischen Kinder!

Etwas huscht leise von Bett zu Bett. Das sorgenvolle Mutterherz.

Was liegt da auf meinem Tisch? Ein Brief

an mich? Von ihr? Was will sie nur, warum spricht sie nicht?

Ich fühle tausend Nadeln in meiner Haut. Wenn ihr die Stimme nicht dient, so ist der Gram daran schuld. Er verschließt ihr den Mund. Er lähmt ihr die Zunge.

„Mein teurer Gatte! Kummer drückt mir die Feder in die Hand. Du bist kalt und rauh gegen mich. Schon lange, sehr lange. Ich habe gewartet, angstvoll gewartet. Vergebens! Deine Liebe ist zurückgeblieben. Unser Lebensweg bietet ihr keine Reize mehr. Da ist sie müde geworden und will nicht mehr mit. Gott im Himmel! Betrügt mich meine Ahnung nicht? Du liebst wieder! Aber nicht mich, deine arme, unscheinbare Gefährtin. Nein. Du liebst — eine andere! Ein blendendes junges Weib, ein blutjunges Mädchen. Ich habe Dich gesehen, in den Anblick eines Bildes vertieft. Du warst verloren für die ganze Welt und verzückt lächelte Dein Mund. Stundenlang. Du liebst dies junge, blühende Weib mit Deiner ganzen Seele. Mit Deiner edlen Seele, die Sünde und Verrat verachtet. Und



weil Deine Seele edel, leidet sie unsäglich. Weil sie edel ist, hält sie den Schimpf fern von mir — —. Sei offen und ehrlich — ich flehe Dich an — wie Du immer warst, sei — — —"

In meinem armen Kopfe wühlt und peitscht der Schmerz. Furchtbare Anklagen. Mir diese Anklagen?

Wo ist dies Mädchenbildnis? Wo? Wo?

Was meinst du für ein Mädchen? Bist du von Sinnen? Ist mein eigener Kopf verwirrt? — — Und doch! — Du hast recht — armes Kind.

Hier ist das Bild. Ich halte es schon lange in der Hand. Hier ist der süße Gegenstand deiner Eifersucht.

Wie duftig, wie sonnenwarm!

Prickelnder Tauglanz in den Augen. Die ganze Welt im Frühlingskleid, alles in diesen Augen.

Mein Blick ist gebannt. Ich schaue wieder und wieder — stundenlang. Mein Herz hüpft, stürmt in Weh' und Wonne. Es springt ein Lenzlied durch das arme Ding in der Brust.

Ich küsse das Mädchenbild. Ich drücke es fest an die dürstenden Lippen. Alle Gaukelbilder der Nacht sind weg, die mich quälten. Die Phantasie tanzt in Lust. Mein ganzer Körper lacht. Die Freude umschmeichelt meine Nerven.

Ich höre nichts, gar nichts hinter mir. Aber es kommt heran. Im Spiegel sehe ich die Frauengestalt. Blaß mit ängstlichen Augen. Der zarte Kopf mit dem schmächtigen Gesicht, vorgestreckt. Die Augen stieren auf das Bild in meinen Händen. Jetzt ist sie da, hart hinter mir. Ich halte ruhig, ganz ruhig. Eine feuchte, kühle, magere Hand legt sich auf meine Stirne.

Das Bild zittert ein wenig, denn die Hand zittert, die es hält. Aber nun — nun kann sie es deutlich sehen. Ich soll offen sein, sagte sie. Ich will — offen sein — sie hat es — so gewollt!

Ein leiser Wehruf.

Zusammenschauernd gleitet der welke Leib an mir herab. Thränen fließen warm über meine Hand.

Was sagt ihre Eifersucht? Nun hat sie die „Andere“ gesehen, die ich liebe. Mit furchtbarer Spannung hat sie ihren ängstlichen Blick auf dieses Bild geworfen. Auf das Bild eines anderen Weibes, eines ganz anderen Weibes und doch auf ihr eigenes — Jugendbild!

* * *

In meinem Innern wildes Durcheinanderwogen. Ich hebe mein Weib empor. Liebevoll spreche ich zu ihr.

Wir sitzen ruhig, regungslos, und schauen auf das Bild. Keine Umarmung, kein Kuß, nur ihre Hand liegt zuckend in der meinen.

Die Thränen haben aufgehört zu fließen.

Sie schaut vorbei an dem Bilde in weite Ferne.

Dort sieht sie ein anderes Bild. Es kommt näher und näher und stellt sich neben das des Mädchens.

Siehe! Auch in ihren Augen ein eigentümlicher Glanz. Ein morgenrotes Glück. Sie schauen frisch, und seliges Lächeln umspielt den Mund.

Wie Rosenduft ein süßer Schauer über der Haut, alles grün um uns, goldig grün!

Ein Augenblick.

Wir schauen sie, wieder einen einzigen, funkelnden Augenblick: — die Jugend!



Arthur von Wallpach.

Geboren am 6. März 1866 in Untervintl im Pusterthale, entstammt einer alten Tiroler Familie und lebt zumeist auf Burg Anger bei Klausen.

Er veröffentlichte 1894 eine Sammlung lyrischer Gedichte:

„Im Sommersturm“. (Schuster & Loeffler, Berlin.)



Im Sommersturm.



„O wilde Gottestrunkenheit.“

O wilde Gottestrunkenheit
Verzückter Thyrsosschwinger,
Wie nahte der Genuß Euch schön,
Ein heiterer Bezwinger.

Grellrot geschminkt als Leidenschaft
Schleicht heut' als Schmuggelware
Das Laster an den Jüngling sich
Und lichtet ihm die Haare;

Und schreibt ihm, vor das Barthaar sproßt,
Die Falte auf die Stirne;
Mit sechzehn Jahren ekelt schon,
Gelangweilt, ihn die Dirne.

Zur Scheidemünze abgenützt,
Hat längst er Schwur und Küsse
Im widerlichen Lügentausch
Erbärmlicher Genüsse.

Was ist ihm nun am Piedestal
Die nackte Schönheit nütze?
Er singt ein Gassenliedchen d'rauf
Und wirft sie in die Pfütze!



Das alles ist so niedlich
In der Philisterzunft,
Die Liebe zart und friedlich,
Voll Rücksicht und Vernunft.

Doch in die Seele widert
Mich an das Zwitterding,
Seh' ich den Mann erniedert
Zum schalen Zimperling.

Fort all dies zage Bangen,
Schieß auf, du Jugendkraft.
Dir geb' ich mich gefangen
Souveräne Leidenschaft!



O wunderschönstes Frühlingswetter . . .

O wunderschönstes Frühlingswetter!
Vom Himmel weht das gold'ne Vließ.
Durch taugenäßte Ahornblätter
Träuft Morgensonne auf den Kies.
Am Lärchbaum glüh'n die Blütenkätzchen
Rot durch der Nadeln grünes Netz,
Vor'm Starenhause piepst das Mätzchen
Und wird nicht müde im Geschwätz.

Du morgendlicher Gottesfriede!
Die Kinder spielen Blindekuh,
Ein blaubemützter Invalide
Stapft durch die Wege ab und zu.
Mama fand keinen Platz, — sie häkelt
Und summt ein Heinesches Gedicht,
Denn auf der Bank sonnt sich und rekelt
Ein Strolch mit schläfrigem Gesicht.

Vom Exerzierplatz rückt nach Hause
Am Fahrweg die Musik vorbei,
Die Jugend nach, die in der Pause
Einfällt mit gellendem Geschrei.
Im Zweigespann, mit frischen Hengsten
Kutschiert ein Hochzeitspärchen froh,
Und kopfgesenkt, in Prüfungsängsten,
Spaziert der Bruder Studio.

Den Weg herauf den schwarzen Kasten
Des Leichenhauses bringen zwei.
Sie setzen ihn zu Boden, rasten,
Und schnell tritt rings ein Kreis herbei.
„Was ist's?" — „O, Nichts, ein Stein erschlagen
Hat einen Maurer dort beim Bau." —
Sie spucken in die Hand und tragen
Ihn weiter. Heim, zu Kind und Frau



Im Geklüft lieb' ich zu steigen . . .

Im Geklüft lieb' ich zu steigen,
In der Waldnacht tiefem Schweigen,
Wenn der Morgen rosig tagt.
Gold'ne Lichter, weiche Töne,
Und das Herz in voller Schöne
Schlägt halb froh und halb verzagt.

Was es unten auch erlitten,
Fern im Thal in engen Hütten,
O wie bald ist's hier vernarbt.
Denn es schwillt in frommem Glühen,
Wachgeküßt vom Frührotssprühen,
Ob's auch noch so lang gedarbt.

Leis zur Harmonie verweben
Sich thatfreudig Welt und Leben;
Ach — der alte, süße Trug.
Herrlich scheint die Welt hienieden,
Rein die Menschen und voll Frieden —
Ist man beiden fern genug.



Junges Blut.

Ei wie possierlich steht dir doch die Bluse,
Grellrot wie märzlich blüh'nder Seidelbast.
Flugs wählt' ich mir, anbetend, dich zur Muse,
Wär' ich wie vordem noch Enthusiast.

Du bist das holde Wesen, wie wir's brauchen,
Wenn in das Jünglingsherz die Sünde schleicht,
Auf's neu ihm Himmelssehnsucht einzuhauchen,
Doch für ein Manneslos bist du zu leicht.

Begehrlich wippst du mit dem blonden Köpfchen,
Gern möcht'st du was erleben, junges Blut,
Und guckst in alle Schicksalssuppentöpfchen —
Sie auszulöffeln fehlt dir aller Mut.



Herzlieb, warum so feig, so zag . . .

Herzlieb, warum so feig, so zag,
Was soll dies scheue Bangen,
Was kämpfst du zögernd Tag für Tag
Mit Neigung und Verlangen?

Der Tauber girrt, der Pirol schreit,
Die Grille zirpt im Garten —
Du aber willst die wonnige Zeit
Verdrossen stumm verwarten?

Die Lust, die täglich du verschiebst,
Führt nur ein Bettelleben,
Doch was du selber stürmisch giebst,
Ist doppelt mir gegeben.



Ruhe.

Nun legt sich braunes Zwielicht
Auf Lärm und Straßenstaub.
Die Gaslaternen blinzeln
Durch das Kastanienlaub.



Hinterm Laternanzünder
Taucht aus der Straße Fond
Hohläugig schon die erste
Der Parias der demi monde.

Ein letzter Dandy bengelt
Noch zierlich übern Platz,
Die Mägde steh'n im Thorweg
Und plaudern mit dem Schatz.

Mein Gegenüber trommelt
Auf dem Klavier im Sturm,
Dazwischen schlägt die Glocke
Vom nahen Kirchenturm.

Ich schlendre durch die Kühle, —
Hab' mich so müd' gewerkt. —
Mein Lieb steht hinterm Fenster
Und nickt mir unbemerkt.



O Sein, wie bist du lebenswert!

O Menschenwollen, Menschenkönnen,
Welträtsel, immer neu befragt!
Es liegt wie Fluch auf unserm Streben,
Das Beste bleibt uns stets versagt.

Da prahlt ihr mit der Geistesfreiheit!
Ja, Freiheit, daß ihr irren dürft,
Daß ihr, nach Gottesnektar dürstend,
Dennoch aus fauler Pfütze schlürft.

Unsäglich elend glotzt die Wahrheit
Den Frager an, der sie begehrt. —
Und trotz der jammervollsten Ohnmacht,
O Sein, wie bist du lebenswert!



Morgen im Gebirg.

Viel knorrige Zirbeln steh'n am brüchigen Hang
Und halten ihn in mächtiger Wurzeln Zwang.
Die Wasser toben durch die Felsenschlucht
Und brechen dumpf an schwarzer Blöcke Wucht.
Hoch d'rüber hin, verschwemmten Steig entlang,
Im Morgengrauen, führt mein liebster Gang.
Da weiten sich zum rauhen Gletscherthal
Die Felsenmauern in des Zwielichts Strahl:
Fahlroter Stein, soweit das Auge späht
Und drüber ewigen Eises Majestät.
Toteinsam ist's hier oben, eh es tagt.
Nur Sickerwasser, das am Felsen nagt,
Ein Stein, der bröckelnd plumpst und weiterprellt,

Bricht in das Schweigen dieser starren Welt.
Bleigrau der Himmel, düstre Wolken bläh'n
Sich überm Felsenkamme und verwehn;
Aufquillend aus dem feuchten Wasserrunst
Umwebt die Felsen schleierblauer Dunst.

Da, in des Nebels wilde Brodelflut,
Sprüht brandig ersten Morgenschimmers Glut!
Aufblitzt im Sonnenkuß das Kammgezack
Und brennt in feuergoldnem Strahlgeflack.
Vom höchsten Firn in Flammengarben loht
Und rinnt zu Thal, wie glühend Erz, das Rot,
Fällt in den Nebel, daß er dampfend raucht
Und ruht nicht, bis die Welt in Licht getaucht. —
Ein Geier steigt empor vom Felsenriff,
Schrill gellt des Murmeltieres kurzer Pfiff.
Der Eiswall glitzt in glasiggrünem Schein,
Schneefetzen blenden grell im Rollgestein.
Und leuchtend geht ein Flimmern durch das Thal,
Auf Frühwindsflügeln eilt der Sonnenstrahl,
Stürzt in die Nied'rung schäumend mit dem Bach
Und legt auf Kirchturm sich und Hüttendach. —

Traumselig feierlich klingt leis verweht
Das Morgenläuten, wie ein fromm' Gebet,
Und aus der Brust, aufjubelnd, quillt's mir heiß:
O meine Heimat, deutscher Lande Preis,
Wie hehr bist du, von Zauber überstrahlt,

Du Felsenland, ungastlich, öd und kalt!
Und du, mein Volk, so treu, urwüchsig stark,
Ein rauher Eisenstamm, voll Heldenmark!
Du deutschen Blutes allerbester Sproß,
Du deutscher Freiheit festes Felsenschloß,
An Gut so arm, an echtem Wert so reich, —
Was ist auf dieser Welt euch beiden gleich?



Zwielicht.

Den öden Tag, der lang gedauert,
Verschönt des Zwielichts Scharlachzier.
In deinen Schaukelstuhl gekauert
Belausch' dein Spiel ich am Klavier.

Nun öffnen sich der Träume Thüren,
Der Rhythmus rinnt aus deiner Hand
Und von Chopin laß ich mich führen
In der Romantik Fabelland.

Wie lieb' ich diesen fremden Polen!
Wie lieb' ich dich! Ich atme kaum.
Zu Boden beug' ich mich verstohlen
Und küsse deines Kleides Saum.



Bei Rädergerassel und Pferdegetrab . . .

Hei Rädergerassel und Pferdegetrab,
Wie saust das so lustig bergauf, bergab!
Die Peitsche knallt und der Radschuh schleift
Und den Rossen voran tanzt der Pinsch und keift.

Das tauige Feld spielt im Sonnenlicht,
Keck schlägt uns der Lärchbaum den Ast ins Gesicht;
Der Bauer grüßt hinterm Pfluggespann,
Und der Kuckuck hänselt und lockt im Tann.

So geht's in den Morgen. Der Wind streicht frisch,
Zur Seit' uns sprudelt des Wildbachs Gezisch
Und hemmt gar ein Örtchen den fröhlichen Lauf,
Ei, wie reißen die Mädel die Fenster auf!

Streckt aber der Herrgott den Arm wo hinaus,
Da grüßt schon von weitem der Schwager das Haus,
Und tirili, tirili, blast er so hell,
Daß vor Übermut aufjauchzt der trübste Gesell.

Das Mädel lauft flink mit der Flasche daher,
Der Hausknecht grüßt, gravitätisch und schwer;
Die Rosse schnauben und steh'n voll Schaum
Und die Finkenbrut zetert vom Apfelbaum.

Wo blieben nur Sorgen und Schrullen zurück?
Der Frohsinn kutschiert und am Bock sitzt das Glück!
Hell jauchz' ich hinaus, daß im Echo es gellt:
„Sei gegrüßt mir, du herrliche, weite Welt!“



Bild.

Aus frischgebroch'nen Ackerfeldern
Atmet der Erde würziger Duft.
Hoch über Saaten hin und Wäldern
Wölbt sich der kühle Dom der Luft.
Am Waldrand äsen fromme Rehe, —
Wie ausgeschnitten, umrißrein,
Ruht in der klaren Frühlingsnähe
Die alte Stadt im Abendschein.
Herzlieb, in dieses Bildes Rahmen
Mal' du mit lieber Hand geschwind
Zwei Menschenkinder ohne Namen,
Die unaussprechlich glücklich sind.



Im Sommersturm der Männlichkeit.

Der Muskel straff, das Auge sicher
Schwör' ich zum Kämpfer mich des Lichts.
Der Gegner Spott und Hohngekicher,
Der Menge Stumpfheit gilt mir nichts.
Der Schönheit weih' ich mich zum Sänger,
Der frömmelnden Verlogenheit
Stoß ins Gekrös ich meinen Fänger
Im Sommersturm der Männlichkeit.

Der Lebenslust klingt meine Weise,
Dem Bacchanal der Leidenschaft,
Kampf wider alles Schlechte, Greise,
Und freie Bahn der jungen Kraft!
Heut' gilt es jeden Mann zu stellen
Zum Dienst der großen, künftigen Zeit,
Drum fecht' im Heer ich der Rebellen
Im Sommersturm der Männlichkeit.

Ein Pereat den Feigen, Klugen,
Die nach dem Wind den Mantel dreh'n
Und ob die Welt kracht in den Fugen
Stumpf an des Lebens Masttrog steh'n!
Wir aber wollen offenbaren
Den Gott in seiner Herrlichkeit,
Der flammend über uns gefahren
Im Sommersturm der Männlichkeit.

Am Volksgewissen sollst du rütteln,
Wie Föhn, der durch die Wälder kracht,
Mein Lied und aus dem Schlafe schütteln
Die herbstzeitlose Niedertracht.
Und in des deutschen Frühlings Wettern,
Wenn sich das Volk erhebt zum Streit,
Sollst du, mein Lied, Alarmruf schmettern
Im Sommersturm der Männlichkeit.



Tirol.

Wenn vom Tirolervolk die Rede geht,
Denkt ihr an Weihrauchwolken und Gebet,
Denkt an den Jesuiterhut erschreckt,
Von dem es heißt, daß er das Land bedeckt.
Seid ihr besonders günstig, nennt ihr wohl
„Einfältig fromm Naturkind" mein Tirol.
Ihr irrt. Zum Weibe ist dies Kind gereift
Und hat den blinden Glauben abgestreift,
Seit es die wälderkühle Einsamkeit
Vertauscht mit Lebensdrang der neuen Zeit.
In seiner Kindheit allzulange Nacht
Fiel hell des freien Wissens Sonnenpracht
Und gab dem scheuen Kind des Alpenhorts

Bewußtsein und den Mut des freien Worts.
Dornröschen lag's im Schlaf jahrhundertlang,
Doch Stück um Stück bricht nun der Zauberzwang
Und es besinnt sich seiner deutschen Art,
Die, unbewußt, es tief und treu gewahrt. —

Ein arm Geschlecht ist's, das dies Land bewohnt
Und emsig um des Lebens Notdurft frohnt.
Karg ist der Acker, bietet wenig Brot,
Doch droht Natur mit hundertfachem Tod.
Ein ew'ger Kampf mit Harke ist's und Pflug
Gegen der wilden Elemente Trug
Und doch in all des Mühens Drang und Schweiß
Vergaß dies Volk nie auf des Daseins Preis
Und Ehre, Freiheit, makelloser Ruhm
Blieben Vermächtnis ihm und Eigentum.
Fest hielt's am freien Mannestum, am Recht,
Wie seiner Gotenahnen blond Geschlecht,
Ob auch im heiligen Selbstbefreiungskrieg,
Im Bauernkrieg, dem Unrecht blieb der Sieg.
Denn welscher Meineid, spanischer Trug, er hat
Nie unser Volk bewogen zum Verrat
Und seinen Führern, in Gefahr und Not,
Hielt es Germanentreue bis zum Tod

Vom Blachfeld von Calliano, blutgetauft,
Wo es Venedigs Leu'n in Sand gerauft,

Bis zum Berg Isel, wo der Siegesflug
Des Korsenadlers blutig niederschlug,
Wo für Alldeutschland es das erste Mal
Zum großen Rachekrieg gab das Signal,
Nahm es des Südlands Mark in seine Hut,
Verspritzte es sein freies Bauernblut.
Noch ist es muskelstark und nervenfrisch,
Ein unberührter Teil im Volksgemisch,
Ist ein Reservetrupp, den aufgespart
Das Schicksal hat, für künftige Zeit bewahrt –
Vielleicht für den entscheidend letzten Stoß
Im Kampfe um des deutschen Volkes Los.
Darum, ihr Klugen, lächelt nicht und schmäht,
Wenn vom Tirolervolk die Rede geht!



Lebenshöhen.



Abschied.

Goldenheiter zackt in die Luft
Sonnenleuchtende Halde.
Frostiger Allerseelenduft
Schauert vom Kiefernwalde.

Erster Reif versengte den Hag
Und mir ist's doch wie gestern,
Daß ich hörte den Wachtelschlag
Aus kornheimlichen Nestern.

Sinkender Sonne Funkelrot
Huscht über Rebengelände.
Rasch am Bahnsteig, strahlenumloht,
Preßt du mir scheidend die Hände.

Achtlos seliger Friedenszeit
Sommersonnebeschienen
Schreitet ehern die Ewigkeit
Fürder mit eisigen Mienen.



Im Thalgrund über reifen Halmen
Liegt Sommerglut, die Rebe schwillt.
Empor ins Blumenland der Almen
Lockt mich die Sehnsucht, nie gestillt.

Umschlossen von des Hochwalds Kronen
Dehnt endlos sich der Alpe Hang;
Glückselig hör' ich mich umtonen
Der Herdenglocken Heimatklang.

In morgenfrische Wildbachklüfte
Taucht meines Auges durstiger Strahl,
Trinkt die Unendlichkeit der Lüfte
Und ruht auf Schroffen, silberfahl.

Wie gischtumsäumte Wogendämme
Starrt über weicher Gipfel Bau
Der Wall beeister Felsenkämme
Ins flutende, durchsonnte Blau.

Das ich gesucht auf fernen Wegen,
Verheißend ist das Glück mir nah,
Es streckt die Arme mir entgegen
Das Leben: vita foemina.



Die Einsamkeit giebt mir die Kraft,
Zu heben meine Flügel,
Entrinnend eurer Sitte Haft
Zu spotten eurem Zügel.
Doch wenn mein Weg mich manchmal führt
Hinunter zu den Vielen —
In Wehmut lächle ich gerührt
Ob ihren Kinderspielen.

Wer auf sich selber sich gestellt
Und einsam fürder schreitet,
Sieht hellen Blickes in die Welt,
Die gipfelhoch sich weitet.
Sein Aug' ist wie des Geiers hart
Und scheut kein Sonnenflimmern;
Er sieht im Rauch der Gegenwart
Der Zukunft Lichtgold schimmern.

❦

In eitel Sonnenglanz getaucht
Erwache ich. Der Thalgrund raucht.
Wie Sträuße stehen, farbengrell
Die Blütenbüsche schimmerhell.
Das furchenrauhe Ackerfeld
Ruht schattenstreifig, saatbestellt.

Der Brunnen plätschert durch den Hag,
Ein trüber Hahn betrübt den Tag.
Nur eine fleiß'ge Säge singt —
Rings Friedensstille unbewegt.



Zum Fenster lehn' ich mich hinaus —
Die Nacht ist schwül und düfteschwer.
Die Grillen zirpen rings ums Haus,
Ein Lied trägt fern der Nachtwind her.
Mein heißes Auge flieht der Schlaf,
Wie Seufzen hallt es durch die Luft,
Daß es wie Kuß die Lippe traf:
    Die Sehnsucht ruft.

Der Kuckuck schreit. Wie lange, sag'
Währt's, bis mein Lieb ich wiederseh'?
Den fünften, sechsten, siebten Tag,
Noch eine Woche! — mehr, o weh.
Gern würf' nach dir ich einen Stein,
Du arger Gauch, du übler Schuft,
Weißt du, wie Tag und Nacht voll Pein
    Die Sehnsucht ruft?

Der frischgemähte Wiesenhang
Streut Heuduft in die blaue Nacht.
Ein fremder Vogel pfeift so bang —
Aus tiefem Schlaf bin ich erwacht.
Was hat mir so ans Herz gerührt?
Ist es der Wiese bittrer Duft,
Was mir den Hals zusammenschnürt?
Die Sehnsucht ruft!



Spätherbstsonnenlicht rinnt grell
Unter Lärchwald, Au und Röhricht,
Malt sie goldig flammenhell,
Und ich freue mich so thöricht.

Tanzt am Rain ein Mückenschwarm,
Eidechs huschelt am Gemäuer,
Lachend reck' ich meinen Arm
Nach dem ewigen Sonnenfeuer.

Öffnet sich mir einst das Grab,
Ist's, was ich zumeist beweine,
Daß ich niemals satt mich hab',
Satt gefreut am Sonnenscheine.

Sieh im lichtverklärten Thal,
Sproßt schon grüner Schimmer,
Und ein froher Sonnenstrahl
Legt sich breit ins Zimmer.

Sorge schläft und Kummer schweigt.
Fernher übern Garten
Eine weiche Weise geigt
Leises Lenzerwarten.



Unten der Niederung giftige Schwaden,
Hinter uns Nebel und schmutziges Grau.
Siehe, wie uns die Götter begnaden:
Strahlend blendet unendliches Blau.

Blicke nicht rückwärts. Schließe den Rufen
Kreischenden Hasses dein reines Ohr.
Nie betretene, schwindelnde Stufen
Tragen zu schimmernder Höhe empor.

Mäkeln und schmähen niedrige Zwerge,
Nimmer zu Höhen dringet ihr Streit.
Gipfelstrahlende Morgenberge
Schirmen das Traumland der Einsamkeit.



Ende.

Während der Jahre 1896—1898 erschienen bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig nachfolgende Einzelausgaben der Bücher Adolf Pichlers:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage. 2 Bde. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. 2 Bde. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Kreuz und Quer. Gesammelte Streifzüge. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hymnen. Dritte (Jubiläums-)Ausgabe. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. Geh M. 3.—, geb. M. 4.—.

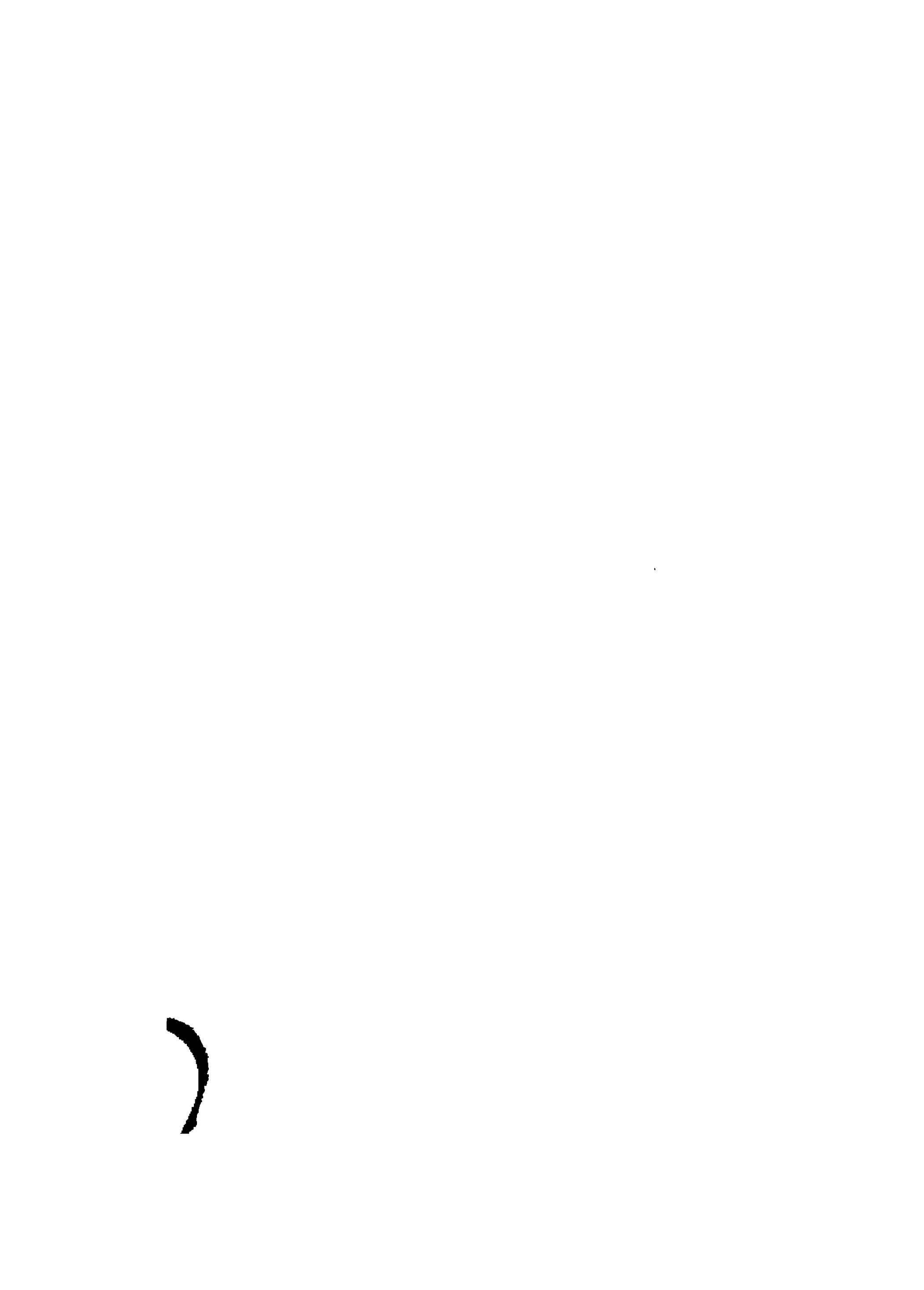
Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der Anderl und 's Resei. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln. Geh. 50 Pf.

Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.





DATE DUE			

